



DEINE  
KORRESPONDENTIN

Dezember  
2023

# DIE KORRI-KETTEN IM eMAGAZIN

TEIL 2

WIE SICH DER KLIMAWANDEL AUF FRAUEN AUSWIRKT  
VON UNGLEICHHEITEN UND RISIKEN

SEITE 55

#InspirierendeFrauenWeltweit



# INHALT



06 **Von Wahlen und bitteren Wahrheiten**  
Frauen und Politik  
Russland | Chile | Israel | USA

12 **Im Scheinwerferlicht der Buchmesse**  
Frauen und Literatur  
Uganda | Frankreich | Ukraine

16 **Wenn der Bund fürs Leben nicht hält**  
Frauen und Scheidung  
Frankreich | Russland | Israel | Ghana

21 **In der Grauzone**  
Prostitution in unterschiedlichen Ländern  
Afghanistan | Frankreich | Russland



25 **Mit oder ohne Sternchen?**  
Gendergerechte Sprache weltweit  
Spanien | Israel | Peru | Frankreich | Kolumbien

31 **Emanzipiert oder traditionell?**  
Frauen und Kinderbetreuung  
Frankreich | Peru | Belgien | Israel | Spanien

38 **Bauch, Beine, Po**  
Frauen und Schönheitsideale  
Kolumbien | Peru | Irland

43 **Im Pillenparadies**  
Frauen und Medikamentenkonsum  
Spanien | Deutschland | Irland



**49 Kein Ende in Sicht**  
Frauen und Corona  
Deutschland | Niederlanden | Irland

**55 Wie sich der Klimawandel auf Frauen auswirkt**  
Von Ungleichheiten und Risiken  
Peru | Deutschland | Italien

**64 „Wir müssen zweimal so hart arbeiten“**  
Frauen und Rassismus  
Peru | Niederlande

**69 Von Schutz und Schande**  
Tag gegen Gewalt an Frauen  
Japan | Frankreich | Libanon | Irland

## IMPRESSUM

**DEINE KORRESPONDENTIN**  
– das digitale Magazin UG  
(haftungsbeschränkt)

Marienburger Str. 27  
Journalistenbüro - 10405 Berlin

### KONTAKT:

info@deine-korrespondentin.de  
Tel. +49 178 / 1482055

### AKTUELLE REDAKTION:

Pauline Tillmann  
Publisher & Chief Editor

Helen Hecker  
Community Managerin / Italien

Mareike Graepel  
Head of Partnerships / Irland

Sarah Tekath / Niederlande  
Julia Neumann / Libanon  
Eva Tempelmann / Peru  
Carolin Küter / Frankreich  
Anne Klesse / Hamburg  
Eva Casper / Japan  
Regine Glaß / Schweden  
Marinela Potor / USA  
Veronika Eschbacher / Österreich

© Copyright 2023

Verantwortlich für den Inhalt nach  
§ 55 Abs. 2 RStV: Pauline Tillmann





# EIN THEMA, VIELE PERSPEKTIVEN.

Liebe Freund\*innen,  
liebe Unterstützer\*innen,

wir freuen uns, euch unsere sogenannten „Korri-Ketten“ erstmals in gebündelter Form präsentieren zu können. Es handelt sich dabei um Geschichten aus Ländern wie Italien, Irland, Peru, Japan, den Niederlanden, Spanien, Kolumbien und Uganda. Dort wohnen und arbeiten unsere freien Korrespondentinnen und genau dort begegnen ihnen tagtäglich inspirierende Frauen, die sie für [deine-korrespondentin.de](http://deine-korrespondentin.de) interviewen und begleiten, porträtieren, um sie sichtbar zu machen.

Die Idee der „Korri-Ketten“ ist einfach wie bestechend: Wir wollen damit *ein* Thema aus unterschiedlichen Ländern beleuchten. Dabei wird schnell klar, dass jedes Land mit Herausforderungen wie der Corona-Pandemie, aber auch Kinderbetreuung und Verhütung anders umgeht. Gleichzeitig gibt es auch frappierende Gemeinsamkeiten, wenn es zum Beispiel um Partnersuche, Scheidung oder Gewalt gegen Frauen geht. Und genau das ist, unserer Meinung nach, das Faszinierende an diesen Geschichten.

DEINE KORRESPONDENTIN gibt es jetzt seit mehr als acht Jahren. In dieser Zeit haben wir 25 unserer „Korri-Ketten“ publiziert. 12 davon befinden sich im zweiten Teil dieses eMagazins. Sie zeigen, dass es deutlich mehr verbindende Elemente auf der Welt gibt, als wir allgemein hin annehmen. Und dass die Polarisierung der Gesellschaft eine Erfindung rechter Kräfte und Strömungen ist, um die Spaltung weiter voranzutreiben.

Mit unseren Geschichten verfolgen wir einen konstruktiven Ansatz. Wir wollen zeigen, wo

es überall gute Ideen und Initiativen gibt, um die Welt zu einem besseren Ort zu machen und sie nachhaltig zu verändern.

Darüber hinaus besinnen wir uns im Team immer wieder auf die Kraft der „Sisterhood“, den Zusammenhalt unter Schwestern. Wir fühlen uns miteinander verbunden, weil wir Auslandsberichterstattung in einer funktionierenden Demokratie für wesentlich erachten und weil wir die Menschen umfassend über Geschehnisse in der Welt informieren möchten. Uns alle eint das Geschlecht, dass zusätzliche Herausforderungen wie Anfeindungen im Netz, aber auch sexualisierte Gewalt oder traditionelle Rollenverteilung mit sich bringt. Das heißt, wenn sich Frauen als Schwestern betrachten, sich die Hand reichen und nach oben heben, kann eine neue Kraft entstehen. Eine Kraft, die das Patriarchat durchbricht und ungerechte Machtstrukturen nachhaltig verändert. Auf diesem steinigen Weg brauchen wir unbedingt auch emanzipierte Männer an unserer Seite, die keine Angst davor haben, Macht abzugeben, um Ungerechtigkeiten aktiv entgegenzuwirken und gemeinsam über sich hinauszuwachsen.

Schön, dass *ihr* es mit eurer Spende oder monatlichen Mitgliederbeitrag auf Steady möglich macht, dass wir aus unterschiedlichen Ländern der Welt über inspirierende Frauen berichten können!

Unsere Korrespondentinnen und ich wünschen euch viel Vergnügen bei der Lektüre und viele interessante Erkenntnisse.

*Pauline Tittmann*

CHEFREDAKTEURIN DES DIGITALEN MAGAZINS  
DEINE KORRESPONDENTIN



FOTO: COLIN LLOYD



# VON WAHLEN UND BITTEREN WAHRHEITEN

## Frauen und Politik

13. September 2017

Passend zur Bundestagswahl am 24. September blicken wir in unterschiedliche Länder: Wie sieht es dort mit Frauen in der Politik aus? Wie viele sind im Parlament? Welche Rolle spielen Frauen im politischen Leben? Unsere Korrespondentinnen berichten aus Russland, Chile, Israel und den USA.



### Von Inna Hartwich, Moskau

„Vor uns haben wir eine Frau als eigenständigen Menschen, eine Frau, die die rostigen Fesseln ihres Geschlechts von sich reißt.“ Alexandra Kollontai war 41 Jahre alt als sie diese Zeilen 1913 in einem Essay verfasste, den sie mit „Die neue Frau“ betitelte. Sie, die Tochter eines Generals, schrieb über die unabhängige Frau, die dem Mann gleichgestellt sein sollte, in der Politik genauso wie bei der Veränderung gesellschaftlicher Prozesse. Kollontai lebte dieses Leben eines „politischen Subjekts“ und wurde – in Zeiten sowjetischer Anfänge – die erste Ministerin und Botschafterin weltweit.

Heute sind in der russischen Regierung von 31 Ministern drei Frauen. Unter den 85

Gouverneuren, also den obersten Verwaltern der Regionen, gibt es vier Frauen. In der Duma, dem russischen Parlament, sitzen insgesamt 450 Abgeordnete, davon sind 74 Frauen. Viele von ihnen vertreten eine „Anti-Frauen-Politik“. So nennt es Irina Kosterina, die für die Heinrich-Böll-Stiftung in Moskau das Programm „Geschlechterpolitik“ koordiniert. Das politische Credo im heutigen Russland laute, die Rolle der Frau sei die Rolle der Mutter. Die Frau müsse eine „demografische Schuld“ begleichen. Somit kümmere sich die Politik in erster Linie um die Gesundheit der Frau.

Vor allem Jelena Misulina, jene Abgeordnete, die im Kampf gegen die sogenannte „Homosexuellen-Propaganda“ aufgefallen war, fällt immer wieder mit absurden Vorschlägen – zum „Schutz der Familie“ – auf. So wollte sie den Verkauf von Zigaretten an Frauen verbieten. Schließlich müsse eine Frau gesund sein, um ihre wichtigste Funktion zu erfüllen: die Reproduktion.

Denn „eine Frau muss eine Frau bleiben“, sagen viele in Russland, Männer wie Frauen. Sie sagen auch: „Eine Frau hat in der Politik nichts verloren.“ Und wenn sie doch in die



MICHELLE BACHELET MIT VIETNAMESISCHEN POLITIKERIN THI KIM  
 QUELLE: FACEBOOK MICHELLE BACHELET

Politik wolle, dann solle sie sich um Soziales kümmern – „weil sie ein weiches Herz hat“. Alexandra Kollontai, der sowjetischen Kämpferin für Frauenrechte wären solche Haltungen vollkommen fremd.



**Von Sophia Boddenberg,  
 Santiago de Chile**

Am 11. März 2006 wurde Michelle Bachelet als erste Frau der Geschichte zur Präsidentin Chiles ernannt. Sie ist außerdem Executive Director der UN-Frauen-Organisation UN Women. Bachelet hat zwar versucht, die Rolle der Frau in der Gesellschaft und in der Politik zu stärken, aber trotzdem sind Frauen in der chilenischen Politik stark unterrepräsentiert.

UN Women zufolge sind nur 15,8 Prozent der Politiker im chilenischen Parlament Frauen. Im Abgeordnetenhaus sind von 120 Abgeordneten 19 Frauen. Von den 38

Senatssitzen sind nur sechs von Frauen besetzt. Damit befindet sich Chile unter dem lateinamerikanischen Durchschnitt, der bei 25,2 Prozent Frauenanteil im Parlament liegt. Nur Guatemala, Brasilien und Paraguay schnitten noch schlechter bei der Geschlechtergleichheit im Parlament ab.

Trotzdem sind in den letzten Jahren immer mehr Frauen in führenden politischen Positionen in die Öffentlichkeit getreten. Da ist zum Beispiel Camila Vallejo, Ikone der chilenischen Studentenbewegung, seit 2013 sitzt sie für die Kommunistische Partei im Parlament und will die Bildung reformieren. Oder Beatriz Sánchez, Präsidentschaftskandidatin der neuen Bürgerbewegung „Frente Amplio“, die im November zum ersten Mal bei der Präsidentschaftswahl antritt. Sie wirbt im Wahlkampf für ein „feministisches Chile“. Mit der erstarkenden feministischen Bewegung in Chile werden auch die Forderungen nach mehr politischer Teilhabe und politischer Repräsentation immer lauter.



**Von Mareike Enghusen,  
Tel Aviv**

Der Westen sieht sich gern als Vorreiter der Emanzipation – doch eine Präsidentin oder Premierministerin? Da waren Länder in anderen Weltteilen schneller, namentlich in Asien (Indien, Mongolei) – und ausgerechnet im Nahen Osten. Schon 1969 errang die in der Ukraine geborene Golda Meir das Amt des israelischen Regierungschefs, nachdem ihr Vorgänger überraschend im Amt verstorben war.

Golda Meir ist – ähnlich wie die britische Margaret Thatcher – eine Enttäuschung für all jene, die glauben, Frauen wären zwangsläufig die sanfteren Politiker: Nach dem „München-Massaker“ 1972, bei dem palästinensische Terroristen elf israelische Olympia-Athleten ermordeten, schickte Golda Meir Geheimagenten los, um die Attentäter einen nach dem anderen aufzuspüren und umzubringen. Nach Golda Meir, die 1974 nach dem desaströsen Yom-Kippur-Krieg abdankte, schaffte es allerdings keine israelische Politikerin mehr an die Regierungsspitze.

Zwar mangelt es nicht an ehrgeizigen Frauen mit Biss; die heute 59-jährige Tzipi Livni hielt seit 2001 mehrere Ministerämter, darunter das der Außenministerin, verhandelte mit den Palästinensern und führte jahrelang die israelische Opposition an (außerdem hatte sie nach eigener Aussage als junge Mossadagentin an der Vergeltungsaktion für das München-Massaker teilgenommen). Im Kabinett der aktuellen Regierung sitzen immerhin vier Frauen – ein israelischer Rekord, der allerdings weniger beeindruckt, wenn man weiß, dass ihnen 22 Männer gegenüberstehen.

Obwohl der Anteil weiblicher Politiker seit Jahrzehnten steigt, sind Frauen in der israelischen Politik nach wie vor unterrepräsentiert. 28 Prozent der

Abgeordneten sind weiblich – mehr als in den USA (19 Prozent), weniger als in Deutschland (37 Prozent). Die beiden ultraorthodoxen Parteien, die derzeit an der Regierungskoalition beteiligt sind, lassen überhaupt keine Frauen in ihren Reihen zu. Und die Aussichten auf einen weiblichen Regierungs- oder Staatschef sind in den kommenden Jahren gering. Tatsächlich halten viele Israelis derzeit Sara Netanyahu für die mächtigste Frau des Landes. Die trägt zwar kein Regierungsamt, ist aber mit Premier Benjamin Netanyahu verheiratet – und unbestätigten, aber hartnäckigen Gerüchten zufolge hat sie ihn fest im Griff.



**Von Veronika Eschbacher,  
Los Angeles**

Es war Ende März 1776, als Abigail Adams einen Brief an ihren Ehemann John Adams verfasste, der selbst, mehrere Reisetage von ihr entfernt in Philadelphia an einem historischen Schriftstück arbeitete – der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. „Ich wünsche, dass Du Dich der Frauen erinnerst“, schrieb sie dem Gründungsvater der USA und späteren zweiten Präsidenten. Würde den Frauen keine besondere Beachtung geschenkt, fuhr Abigail Adams in ihrem oft



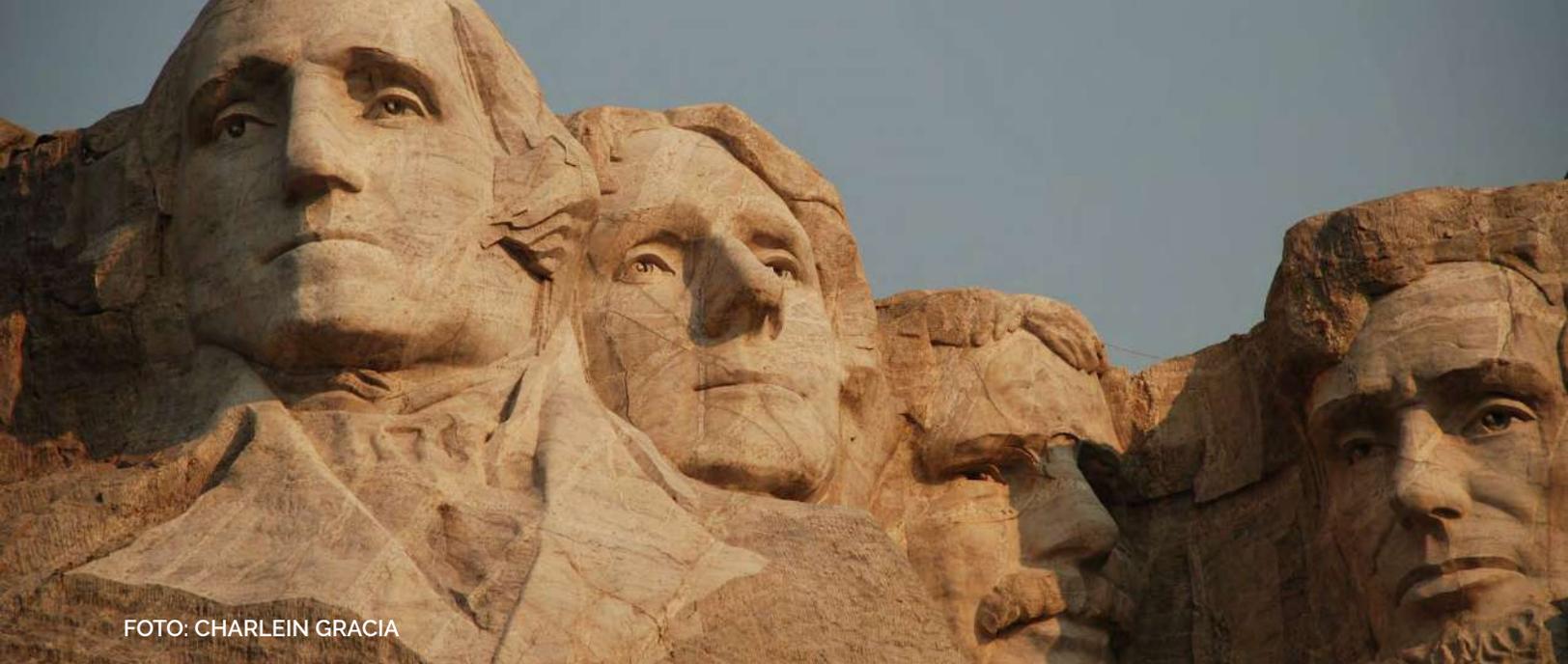


FOTO: CHARLEIN GRACIA

zitierten Brief fort, sei sie entschlossen, eine Rebellion zu entfesseln – „und wir werden uns an keine Gesetze gebunden fühlen, in denen wir keine Stimme haben oder Repräsentation.“

Nun, mit den Stimmen der Frauen und ihrer Repräsentation ist es in den USA seither nicht weit gediehen. Im Schnitt sind gut ein Fünftel der politischen Repräsentanten in Amerika weiblich. Im US-Kongress sind heute 105 von 535 Abgeordneten Frauen, das sind 19,6 Prozent. Die Wahl im vergangenen November brachte hier in der absoluten Zahl keine Veränderung, es gab nur eine minimale parteipolitische Veränderung von 77 demokratischen und 28 republikanischen Repräsentantinnen auf 78 Demokratinnen und 27 Republikanerinnen, die heute im US-Kapitol in Washington D.C. sitzen.

Was die Lenkung der US-Bundesstaaten betrifft, ist der Trend zu weiblicher Führung indes rückläufig. Waren es 2004 bereits neun, führen heute lediglich sechs weibliche Gouverneurinnen und zwölf Vize-Gouverneurinnen die 50 US-Bundesstaaten. In den gesetzgebenden Organen der Bundesstaaten gibt es 1.844 weibliche Abgeordnete, das sind knapp 25 Prozent. Seit 1971 hat sich diese Zahl verfünffacht, doch die Unterschiede innerhalb der Bundesstaaten sind massiv. Die meisten finden sich in Nevada

(39,7 Prozent), die wenigsten in Wyoming (11,1 Prozent). Insgesamt repräsentieren mehr Demokratinnen Frauen als Republikanerinnen.

Die „Fünftel-Regel“ zieht sich auch auf lokaler Ebene durch. Von den hundert größten Städten in den USA hatten im Juni dieses Jahres 20 Bürgermeisterinnen. Sie führen die Geschicke von Washington D.C., Las Vegas oder Nashville. Vier Bürgermeisterinnen sind Afroamerikanerinnen, eine Latina und zwei asiatisch-amerikanisch. Der amtierende US-Präsident Donald Trump, der im November mehr Wahlmännerstimmen als Hillary Clinton gewann hält indes den weiblichen Anteil in seinem Kabinett auf einem Minimum.

Rund 27 Prozent der Kabinettsposten sind mit Frauen besetzt, darunter die zwei Ministerposten für Transport und Bildung, die Vertretung bei den Vereinten Nationen sowie die Leitung der Small Business Administration. Berühmt-berüchtigt sind inzwischen die Fotos aus dem Weißen Haus, die praktisch ausschließlich Männer rund um Trump zeigen. In einem Bericht über die vom Weißen Haus angestrebte Reform von „Obamacare“ zeigte der Schriftsteller und Journalist David Bernstein das Fehlen von Frauen auf. Als es um „Trumpcare“ ging, sagte er, „wurden Hühner öfter als Frauen erwähnt“.

“

ALEXANDRA KOLLONTAI

VOR UNS HABEN WIR  
EINE FRAU ALS  
EIGENSTÄNDIGEN  
MENSCHEN, EINE FRAU,  
DIE DIE ROSTIGEN  
FESSELN IHRES  
GESCHLECHTS VON  
SICH REISST.

”



FOTO: CLAY BANKS



# IM SCHEINWERFERLICHT DER BUCHMESSE

## Frauen und Literatur

11. Oktober 2017

Passend zur Frankfurter Buchmesse, die bis Sonntag andauert, wollten wir wissen: Wie sieht es eigentlich mit Frauen und Literatur in Uganda, Frankreich und der Ukraine aus? Unsere Korrespondentinnen haben recherchiert.



**Von Simone Schlindwein,  
Kampala**

Zu Kolonialzeiten gab es ein Sprichwort, das ging so: „Wenn du etwas vor den Afrikanern verheimlichen willst, schreibe es in ein Buch.“ Diese Zeiten, als die weißen Kolonialherren den afrikanischen Untertanen das Lesen und Schreiben beibrachten und die Bibel als erstes Buch einführten – die sind schon lange vorbei. Und ja, die Afrikaner\*innen lesen, vor allem in Uganda: Sie lesen sehr viel Zeitungen, sie lesen sehr viel mit ihrem Smartphone im Internet. Und: Sie lesen Bücher.

Doch wer in Ugandas Hauptstadt Kampala in den größten Buchladen „Aristoc“ hineinschlendert, um etwas in den Büchern zu schmökern, muss schnell feststellen: Die

meisten Bücher sind aus Europa oder den USA. In den Regalen mit der Aufschrift „Afrikanische Literatur“ stehen die Memoiren von großen Staatsherren wie dem verstorbenen Präsidenten Südafrikas, Nelson Mandela, oder die berühmte Kriegsbiografie von Ugandas Präsident Yoweri Museveni. Immerhin, daneben stehen nun die Erinnerungen von dessen Frau Janet Museveni, die während des Bürgerkrieges im Exil in Schweden die Kinder großgezogen hat. Doch dann war's das auch mit den Büchern afrikanischer Schriftstellerinnen. Oder doch nicht?

In Uganda haben sich Frauen zusammengeschlossen, die gerne schreiben, um in einem eigenen Verlag ihre Geschichten, Gedichte und Memoiren zu veröffentlichen: **FEMRITE** heißt er, hat mittlerweile rund 150 Mitglieder und mehr als 40 Bücher veröffentlicht. Neben Events, Lesungen, Vernetzungsplattformen und Ausschreibungen von Preisen für afrikanische Schriftstellerinnen bemühe sich der Verlag vor allem, die Lesekultur auf dem Kontinent zu verbessern sowie die Präsenz von Frauen als Autorinnen und wichtige Personen der Zeitgeschichte sichtbar zu machen, so Direktorin Hilda Twongyeirwe.



HILDA TWONGYEIRWE VON FEMRITE  
FOTO: SIMONE SCHINDWEIN

„Ich denke, viele ugandische Frauen sind zu bescheiden, um ihre Geschichten zu erzählen“, erklärt Twongyeirwe. Deswegen bemüht sie sich derzeit die Biografien von drei historisch wichtigen Frauen Ugandas zu veröffentlichen, bevor sie sterben. Da wäre zum Beispiel Sarah Ntiro – die erste Frau in Ostafrika, die die Universität abgeschlossen hat. Daneben hat sie Kontakt zu Roda Kalema, der einzigen Frau in der verfassungsgebenden Versammlung 1986 nach dem Krieg, die damals die Frauenbewegung in Ostafrika angeführt hat. Die Dritte im Bunde ist Joice Mpanga, sie ist die erste weibliche Vize-Präsidentin auf dem Kontinent. FEMRITE wird, dank Spenden aus Deutschland, bei der diesjährigen Frankfurter Buchmesse vertreten sein und über 40 ugandische Bücher von Autorinnen vorstellen.



### Von Carolin Küter, Lyon

Der französischsprachigen Literatur wird beim wichtigsten Branchentreffen der Welt der rote Teppich ausgerollt. Die frankophone Literaturwelt, die Autor\*innen aus Belgien, der Schweiz oder dem Maghreb einschließt, präsentiert sich auf der Frankfurter Buchmesse jedoch vor allem mit ihren männlichen Talenten: Nur gut ein Drittel der über 130 vertretenen französischsprachigen Schriftsteller sind weiblich. Am höchsten ist der Frauenanteil beim Kinder- und Jugendbuch, am niedrigsten beim Comic.

Die in Frankfurt vertretenen Belletristik- und Sachbuchautoren sind zu etwa 30 Prozent

weiblich. Das ist zwar nicht paritätisch, aber immerhin ungefähr repräsentativ für die französische Literaturszene – zumindest wenn man betrachtet, wie die renommiertesten Literaturpreise des Landes in den vergangenen Jahren verteilt wurden. Die Zeitung „Le Monde“ stellte 2015 eine Geschlechterstatistik der ausgezeichneten Schriftsteller auf: Seit 1903 gab es insgesamt acht Jahrgänge, in denen in Frankreich genauso viele Frauen wie Männer einen wichtigen Literaturpreis erhalten haben. Zu einem Überhang an ausgezeichneten Autorinnen kam es nie.

An diesem Ungleichgewicht hat sich seither kaum etwas geändert. Seit 2000 schwankt die Frauenquote zwischen elf und 44 Prozent. Kein Wunder also, dass es 2016 eine kleine Sensation war, dass drei der wichtigsten Auszeichnungen – der „Prix Goncourt“, der „Prix Renaudot“ und der „Große Preis der Académie Française“ – an Autorinnen gingen. Leïla Slimani war die zwölfte Frau, die im 113. Jahr der Vergabe des „Prix Goncourt“ gewürdigt wurde.

Unter ihren Vorgängerinnen waren die Résistance-Literatin Elsa Triolet, Simone de Beauvoir oder Marguerite Duras. Die höchste Frauenquote hat laut „Le Monde“ der „Prix Femina“ mit etwa 37 Prozent Preisträgerinnen. Die Auszeichnung mit einer ausschließlich weiblichen Jury wurde 1904 als Gegengewicht zum „Goncourt“ begründet, in dessen Jury bis heute sieben von zehn Mitgliedern Männer sind. In der zehnköpfigen Jury des „Renaudot“ findet sich sogar nur eine Frau.

Auch mit der Würdigung der historisch bedeutenden Autorinnen des Landes tun sich die französischen Literaturinstitutionen schwer. So ist die Aufnahme der Werke einer weiteren Schriftstellerin in die prestigeträchtige Klassikerreihe „Pléiade“ des Verlags Gallimard eine Nachricht wert. Zuletzt wurde Madame de Staël diese Ehre zuteil. Sie

war um die Jahrhundertwende 1800 eine der einflussreichsten Denkerinnen Europas und ist eine von zwölf Frauen in der mehrere Hundert Autor\*innen umfassenden Reihe.

Noch schwerer haben es die Werke von Schriftstellerinnen im Bildungssystem: noch nie wurde eines beim Abitur durchgenommen. Doch dank der Petition einer Französischlehrerin wird sich das 2018 ändern. Schüler, die Literatur im Abschlussjahr als Schwerpunkt gewählt haben, werden dann eine Novelle von Madame de Lafayette pauken. Die Autorin des 17. Jahrhunderts gilt als Wegbereiterin des modernen Romans.





## Von Inga Pylypchuk, Kiew

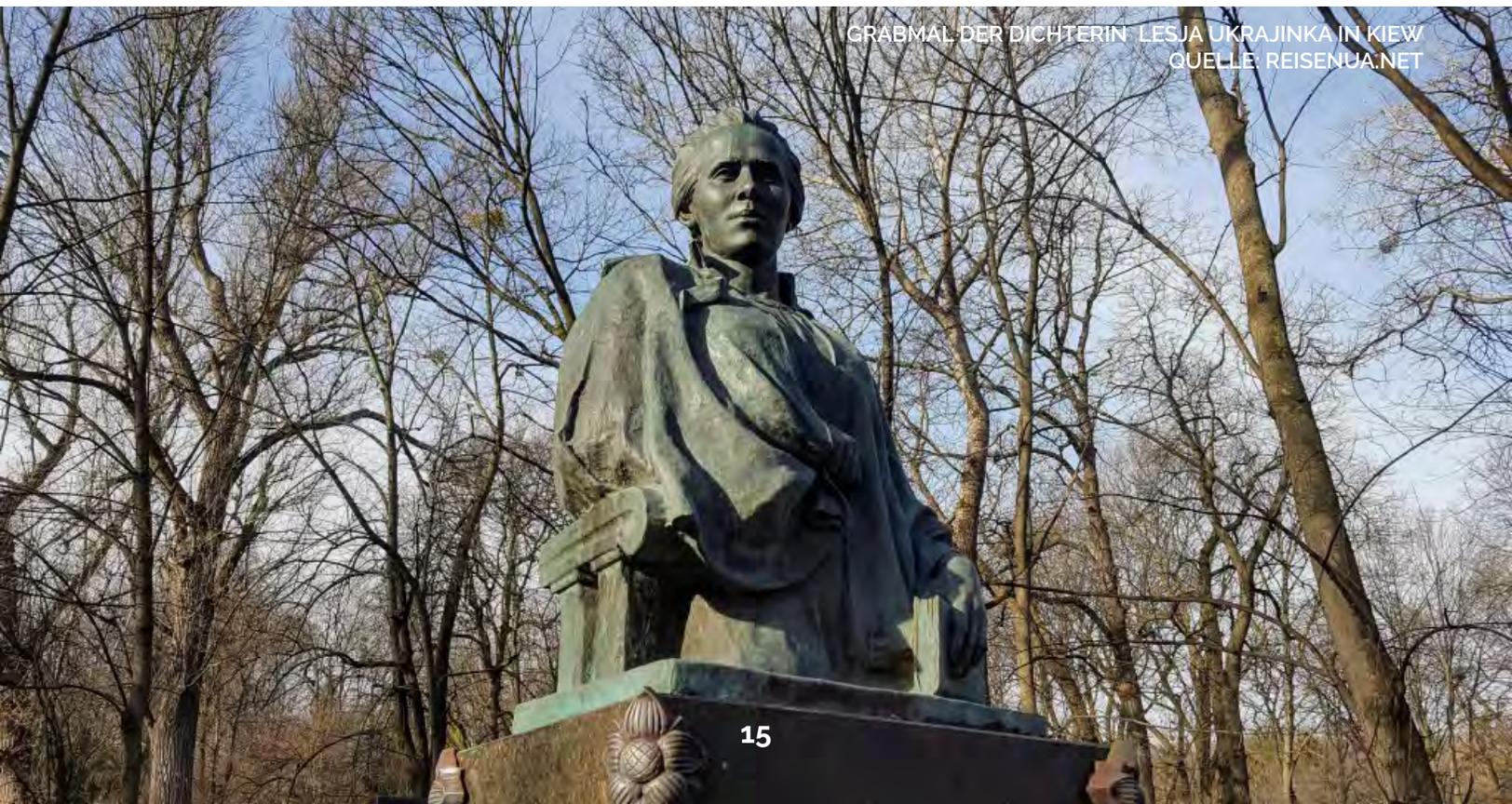
In der Ukraine kennt sie jedes Schulkind: Lesja Ukrajinka (1871 – 1913), Dichterin, Dramaturgin und Übersetzerin, gehört zum literarischen Kanon des Landes. Sie hat es nicht nur geschafft, sich Ende des 19. Jahrhunderts als eine der ersten weiblichen Intellektuellen zu etablieren, sie prägt das ukrainische Frauenbild bis heute. In ihrer Lyrik begegnet man oft starken weiblichen Figuren, die sich gegen Hindernisse zur Wehr setzen und um die eigene Integrität kämpfen. So etwa in einem ihrer berühmtesten Gedichte „Contra spem spero“.

Geboren wurde die Dichterin unter dem Namen Laryssa Kossatsch-Kvitka. Ihr Pseudonym – Ukrajinka bedeutet „Ukrainerin“ – gab sie sich auf Empfehlung ihrer Mutter, die ebenfalls Schriftstellerin war. Viele ihrer Texte sind impressionistisch, durchdrungen von folkloristischen Motiven. Auch fantastische Anklänge finden sich, etwa im Drama „Das Waldlied“. Dort führt Lesja Ukrajinka ihre Leser

in einen magischen Wald in der Wolhynien-Region, in dem sich die reale Welt in einem Mythos auflöst, Mensch und Natur eins werden. Wer die ukrainische Kultur verstehen will, sollte „Das Waldlied“ unbedingt lesen.

Lesja Ukrajinkas Konterfei zierte heute die 200-Hrywnja-Note (umgerechnet etwa fünf Euro). Ihre Dramen werden noch immer gespielt. Doch wie ist es dieser Frau gelungen, eine solch herausragende Stellung in einer ansonsten eher patriarchal geprägten Kultur zu erreichen? Ihr Talent und ihre Bildung haben sicher wesentlich dazu beigetragen.

Ihrer Familie hat sie es zu verdanken, dass sie schon früh Lesen und Schreiben lernte, später kamen Latein, Altgriechisch und mehrere slawische Sprachen dazu. Ihre Geschichte ist für die Ukraine allerdings mehr als nur eine einzigartige Biografie. Mit ihrem Beispiel hat Lesja Ukrajinka gezeigt, dass Frauen sehr wohl ihren Platz in der ukrainischen Literatur haben. Damit dient sie modernen Schriftstellerinnen bis heute als Vorbild.



GRABMAL DER DICHTERIN LESJA UKRAJINKA IN KIEW  
QUELLE: REISENUA.NET



# WENN DER BUND FÜRS LEBEN NICHT HÄLT

Frauen und Scheidung

14. Februar 2018



**Wir möchten am Valentinstag, einen Kontrapunkt setzen und nicht „All you need is love“ trällern, sondern die Kehrseite einer Ehe beleuchten. Was passiert eigentlich, wenn sich Frauen scheiden lassen? Darüber berichten unsere Korrespondentinnen aus Frankreich, Russland, Israel und Ghana.**



### **Von Carolin Küter, Lyon**

Scheidungen sind in Frankreich so normal wie in Deutschland und anderen mittel- und westeuropäischen Ländern: Laut nationalem Statistikinstitut „Insee“ werden 44 Prozent der Ehen geschieden. Frauen spielen dabei die entscheidende Rolle: Etwa 70 Prozent der Scheidungen werden auf ihren Wunsch hin ausgelöst, das berichteten in den vergangenen Jahren immer wieder französische Medien. Wenn sie sich zu diesem Schritt entscheidet, ist die Französin in der Regel 41 Jahre alt – und damit zwei Jahre jünger als ein Mann, der sich in Frankreich scheiden lässt.

Interessant ist, dass Hochzeitspaare in Frankreich generell immer älter werden. Während heterosexuelle französische Männer, die zum ersten Mal den Bund fürs Leben eingehen, heutzutage im Durchschnitt knapp 35 Jahre alt sind, ist ihre Partnerin 32 Jahre alt und damit in der Regel ein Jahr älter als die durchschnittliche ledige Deutsche, die beschließt, zu heiraten.

Möglicherweise lassen sich die Französinen aber auch mehr Zeit mit der Ehe als ihre Nachbarinnen, weil sie vorher schon „verpacst“ waren: Die vor fast 20 Jahren eingeführte Zivilehe, „Pacs“ genannt, gibt Paaren ähnliche Rechte wie bei einer Eheschließung, ist aber mit deutlich weniger Aufwand aufzulösen. Eine Option, die vor allem bei jungen und gut ausgebildeten Französ\*innen, die in Großstädten leben, immer beliebter wird.

Französinen sind also relativ alt, wenn sie sich entscheiden zu heiraten und entscheidungsfreudiger als Franzosen, wenn es darum geht, den Bund fürs Leben zu annullieren. Ein Zeichen dafür, dass sie immer unabhängiger und selbstbestimmter werden? Ja, sagen Soziologen, die in französischen Medien zitiert werden: Frauen seien anspruchsvoller geworden.

Sie verlangen, dass ihr Partner sich mit ihnen weiterentwickelt, sie persönlich anerkennt. Sie wollten das Beste für sich. Das bedeutet allerdings meistens auch weniger Geld. Französinen gehen mit der Scheidung immer noch ein wirtschaftliches Risiko ein: Ihr Lebensstandard sinkt nach einer Trennung um durchschnittlich 19 Prozent, während Franzosen in der Regel nur mit Einbußen von 2,5 Prozent rechnen müssen.



### **Von Jasper Steinlein, Moskau**

Putins angebliche Tochter Ekaterina Tichonowa lässt sich scheiden – das will die Agentur Bloomberg von vier anonymen Quellen erfahren haben und vermeint auch zu wissen, dass ihr Noch-Ehemann dadurch Firmenanteile im Wert von umgerechnet 1,7 Milliarden Euro am Petrochemie-Konzern „Sibur“ verliere. Denn die habe er nur als Mitglied der Familie Putin halten dürfen, hieß es.

Normalerweise sind es in Russland die Frauen, die bei einer Scheidung – zumindest finanziell – einen schlechten Deal machen: Kinderlosen Frauen steht bei kurzen Ehen von weniger als fünf Jahren oft nicht einmal Unterhalt zu. Falls doch, fällt er nicht üppig aus, da er am Existenzminimum von umgerechnet 160 Euro im Monat bemessen wird. Bei Müttern muss ihr ohnehin niedrigeres Einkommen dann für sie und ihre Kinder reichen, denn viele

geschiedene Väter beteiligen sich nicht mehr an der Erziehung und Versorgung oder haben gleich gar keinen Kontakt mehr zu ihren Familien.

„Eine traditionelle russische Familie besteht aus Mutter, Oma, Kind“, wird in Russland oft gewitzelt, weil Scheidungen so alltäglich sind. Mehr als die Hälfte aller Ehen geht in die Brüche, die meisten dauern nur wenige Jahre an. Als Gründe führen Soziologen vor allem Alkoholismus, Geldprobleme und beengte Wohnverhältnisse an. Oft genug spielen die drei Faktoren zusammen oder sind das Ergebnis des Umstands, dass ein junges Paar mit dem Eheleben und den alltäglichen Herausforderungen überfordert ist.

Denn geheiratet wird in Russland vergleichsweise jung: Bei der ersten Hochzeit waren Männer nach Angaben der staatlichen Statistikbehörde „Rosstat“ im Jahr 2016 durchschnittlich nicht einmal 28 Jahre alt, Frauen unter 25. Die formale Prozedur einer Scheidung ist in Russland vergleichsweise einfach: Gegen eine Gebühr von zwanzig Euro wird die Ehe beim Standesamt gelöst, einen Monat später ist die Scheidung rechtskräftig. Es gibt weder ein Trennungsjahr noch einen Versorgungsausgleich. Den Scheidungsgrund muss das Amt ebenso wenig festlegen wie Unterhalts- und Sorgerechtsansprüche – um die geht es dann vor Gericht.

*Anmerkung der Redaktion: Jasper Steinlein arbeitet als Redakteur für tagesschau.de. Vor seinem Outing als Transmann war er 2017 bis 2020 Teil unseres Korrespondentinnen-Teams.*

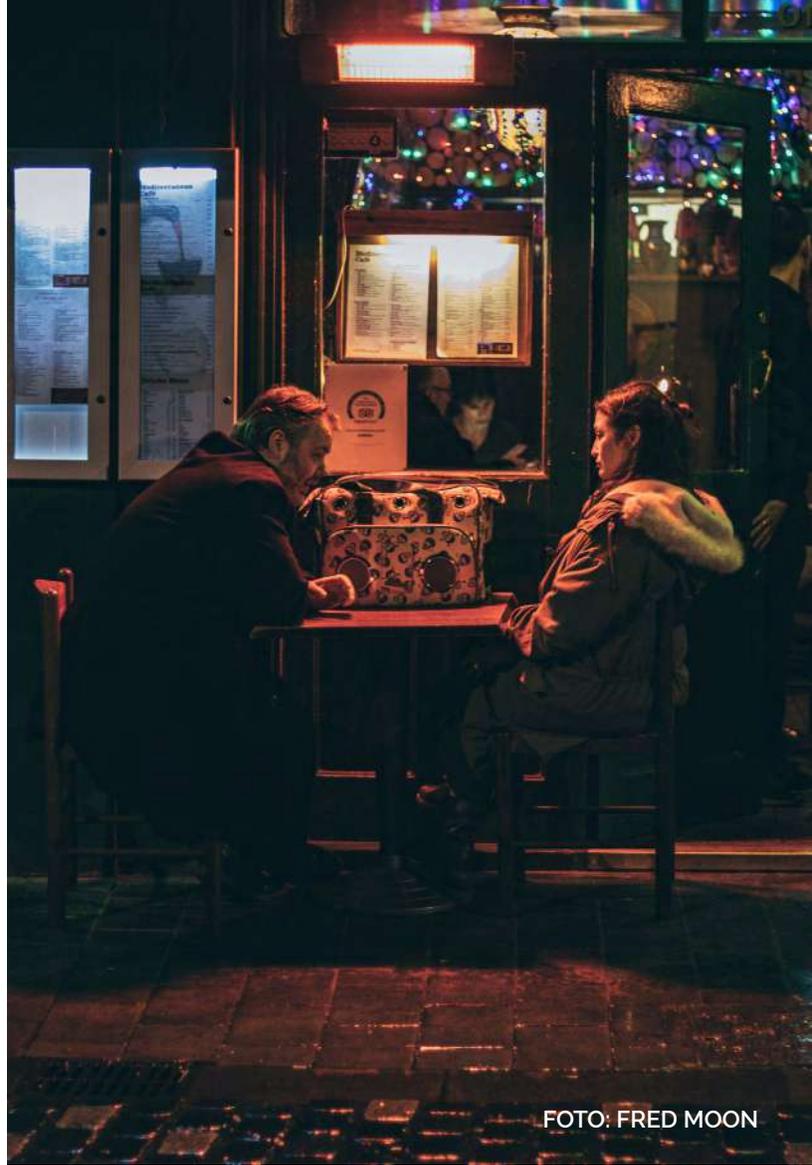


FOTO: FRED MOON



**Von Mareike Enghusen,  
Tel Aviv**

Zu den Eigentümlichkeiten des israelischen Staates gehört, dass zwei grundverschiedene Rechtssysteme nebeneinander existieren: Während das staatlich-säkulare Rechtssystem Strafrecht, öffentliches und weite Teile des Zivilrecht abdeckt, sind religiöse Gerichte für das Personenstandsrecht zuständig – also auch Hochzeit und Scheidung.

In Israel gibt es keine zivile Hochzeit: Juden, egal ob säkular oder orthodox, heiraten vor dem Rabbiner, Angehörige der muslimischen

FOTO RECHTS: EINE SZENE VOR DEM ISRAELISCHEN SCHARIAGERICHT IM FILM „GETT: DER PROZESS DER VIVIANE AMSALEM“



und christlichen Minderheiten vor ihren jeweiligen geistlichen Autoritäten. Das Gleiche gilt prinzipiell für Scheidungen. Zwar können Israelis wählen, ob sie dafür vor ein ziviles oder religiöses Gericht ziehen. Doch auch die zivilen Richter sind angehalten, sich an den Scheidungsregeln der jeweiligen Konfession zu orientieren.

Allerdings wurden manche jahrtausendalten Traditionen im Sinne der modernen israelischen Rechtsordnung aufgeweicht: Werden etwa im Islam die Kinder ab einem gewissen Alter dem Vater zugesprochen, geben die israelischen Schariagerichte – unter Berücksichtigung des Kindeswohls – häufig der Mutter das Sorgerecht. Andere Traditionen halten sich hartnäckiger: Dass muslimische Männer sich ohne Einverständnis ihrer Frau schnell und unbürokratisch scheiden lassen können, akzeptieren auch Israels Schiarichter.

Im jüdischen Sektor gilt wiederum bis heute, dass die Frau für eine Scheidung das schriftliche Einverständnis ihres Mannes

benötigt, ein sogenanntes „Gett“-Dokument. Verweigert der Mann die Herausgabe desselben, gilt die Frau als „Agunah“, als angekettete Frau. Will eine „Agunah“ mit einem neuen Partner eine Familie gründen, gelten ihre Kinder nach jüdischem Recht als illegitim.

Seit einigen Jahren verhängen Rabbinengerichte verstärkt Strafen gegen scheidungsunwillige Männer, um diese zur Herausgabe des „Gett“ zu zwingen. Dennoch gibt es immer wieder Fälle von Frauen, die jahre- und manchmal jahrzehntelang an ihren Ex-Partner „gekettet“ sind. Der Film „Gett: Der Prozess der Viviane Amsalem“ aus dem Jahr 2014 handelt beispielsweise von einer Israelin, die verzweifelt um eine Scheidung kämpft.

Diese Hürden auf dem Weg zur Trennung verhindern allerdings nicht, dass die Scheidungsraten in Israel, die leicht unter dem OECD-Durchschnitt liegen, langsam, aber stetig steigen – insbesondere im ultraorthodoxen Sektor, und das obwohl Scheidung häufig mit sozialem Stigma verbunden ist.



### Von Clara Zink, Winneba

In Ghana sind Frauen und Männer seit 1992 verfassungsrechtlich gleichgestellt. Um die traditionellen Werte und Normen des Landes zu bewahren, erkennt die ghanaische Verfassung jedoch auch weiterhin das Recht der einzelnen Ethnien („Gewohnheitsrecht“) sowie das islamische Recht an. Das führt zu rechtlichen Unklarheiten. So können Hochzeiten in Ghana vollzogen und genauso aufgelöst werden.

Irene Aborchie-Nyahe ist Leiterin des „Legal Assistance Network-Ghana“ und führendes Mitglied von FIDA-Ghana, dem ghanaischen Ableger der „International Federation of Women Lawyers“. Sie rät Frauen davon ab, Scheidungen auf traditionellem Wege durchzuführen: „Nur eine gerichtliche Lösung kann Fragen nach dem Unterhalt des Kindes sowie Sorge- und Eigentumsrecht klären.“

Wenn bei einer Scheidung nach dem Gewohnheitsrecht die Frau als im Unrecht gilt, können ihre Angehörigen dazu verpflichtet werden, den Brautpreis zurückzubezahlen – ein Risiko, das eine Frau davon abhalten kann, eine Scheidung überhaupt erst in Erwägung zu ziehen. Frauen können sich zudem meist keinen Anwalt leisten, um für ihre Rechte einzustehen. FIDA-Ghana kritisiert deshalb nicht nur öffentlich die Unterschiede in der ghanaischen

Rechtsprechung, die Organisation klärt auch Frauen über ihre Rechte auf und vertritt sie vor Gericht.

Generell entwickelt sich die Gleichberechtigung im Scheidungsprozess aber positiv, meint Aborchie-Nyahe. Vor allem ein Präzedenzfall aus dem Jahr 2012 stimmt sie optimistisch: Erstmals beschloss das Gericht, dass alles eheliche Eigentum nach der Scheidung gleichmäßig zwischen den betroffenen Ehepartnern aufgeteilt werden soll. „Diese Entscheidung hat viel erreicht für Frauen in Ghana, die einen Scheidungsprozess anstreben: Sie können jetzt auf Gerechtigkeit hoffen“, so die Aktivistin. Ein entsprechender Gesetzesvorschlag, der nach dem erfolgreichen Fall von 2012 erarbeitet worden ist, wurde zuletzt jedoch abgelehnt.



**BILD RECHTS: IRENE ABORCHIE-NYAHE BERÄT FRAUEN IN GHANA BEI IHREM WEG ZUR SCHEIDUNG  
FOTO: KATHLEEN PRIOR/ACTIONAID**



FOTO: HELEN HECKER



# IN DER GRAUZONE

## Prostitution in unterschiedlichen Ländern

1. Mai 2018

Sexarbeit gab es schon immer. Manche behaupten es sei das älteste Gewerbe der Welt. Dabei könnten die Regelungen in den jeweiligen Ländern kaum unterschiedlicher sein. Während Prostitution in Deutschland völlig legal ist, ist sie in Frankreich bereits seit mehr als 70 Jahren offiziell verboten. Unsere Korrespondentinnen mit ihren Einschätzungen aus Afghanistan, Frankreich und Russland.



**Von Veronika Eschbacher,  
Kabul**

Eine Redewendung in der afghanischen Hauptstadt besagt: „In Kabul ist alles verboten. Und doch gibt es nichts, was es nicht gibt.“ Das gilt auch für Prostitution. In Afghanistan ist diese gesetzlich verboten, und doch ist Sex für Geld nur einen Anruf, eine Facebook-Nachricht oder ein Aufblinken mit der Lichthupe entfernt.

Prostituierte werden per Telefonanruf oder Facebook-Messages zu Partys eingeladen – und es ist nicht selten, dass eine Sexarbeiterin mehrere Freier befriedigt, bevor sie die Privathäuser wieder verlässt. Schätzungen von Kabulis zufolge gibt es zudem zwischen 60 und 80 Bordelle in der Hauptstadt Kabul, konzentriert in zwei südlichen Bezirken. Von außen sind sie in dem tief konservativen Land freilich nicht zu erkennen. Manche davon sind fix, andere tingeln von Haus zu Haus.

Aber auch auf der Straße sind Prostituierte zu finden. Betätigen Freier die Lichthupe und antworten die Frauen, die immer in einer Burka verhüllt sind, mit einem bestimmten Handzeichen, steigen die Frauen ein. Das passiert vor allem zur Mittagszeit, denn am Abend sind so gut wie keine Frauen mehr allein auf der Straße unterwegs.

Die Frauen bekommen im Schnitt zwischen 25 und 50 Euro, manche auch nur 500 Afghani, also umgerechnet sechs Euro. Die Gründe für Prostitution sind vor allem Zwang oder Armut. Manche werden von ihren Ehemännern, die oft drogensüchtig sind, dazu gezwungen. Andere haben im Krieg ihre Ehemänner verloren. Schätzungen zufolge gibt es rund 1,5 Millionen Witwen, sie müssen alleine mehrere Kinder durchbringen. Gleichzeitig gibt es eine steigende Zahl an Gelegenheits-Sexarbeiterinnen, erzählen afghanische Frauenrechtsaktivistinnen, getrieben von einer steigenden Konsumkultur.

Es sind aber nicht nur afghanische Frauen, die als Prostituierte arbeiten. Immer wieder gibt es Berichte, dass Frauen aus den Philippinen, Pakistan, Iran, Tadschikistan oder China unter dem Vorwand gut bezahlter Arbeitsstellen in das Land am Hindukusch gelockt werden, wo sie dann in die Prostitution gezwungen werden. Nach der US-Invasion 2001 in Afghanistan entstanden viele, vor allem chinesische Bordelle für Ausländer, die von der Polizei

sukzessiv wieder geschlossen wurden. Immer wieder werden Frauen von afghanischen Behörden für Prostitution oder vorehelichen Sex inhaftiert, ungeachtet dessen, ob sie in die Prostitution getrieben worden sind. Im Gefängnis werden sie oft missbraucht.



### Von Carolin Küter, Lyon

Frankreich verfolgt beim Thema Prostitution einen völlig anderen Ansatz als Deutschland: Es gehört zu den sogenannten „abolitionistischen Ländern“, die Prostitution langfristig abschaffen wollen. So sind Bordelle und Zuhälterei offiziell bereits seit 1946 verboten. Wie unterschiedlich die Regelungen zu käuflichem Sex dies- und jenseits des Rheins sind, dürfte jeder schon einmal bemerkt haben, der einen französischen Mann von den legalen Freudenhäusern in Deutschland hat schwärmen hören.

Vor zwei Jahren ist die damalige sozialistische Regierung sogar noch einen Schritt weiter gegangen und schuf ein Gesetz, mit dem erstmals die Freier bestraft werden. Zumindest theoretisch müssen sie so mindestens 1.500 Euro zahlen, wenn sie beim Sex erwischt werden. Prostituierte machen sich hingegen nicht mehr strafbar, wenn sie Kunden „passiv anwerben“ – also auf der Straße auf Freier warten.

Die sozialistische Abgeordnete hinter dem Gesetz bezeichnete dies damals ganz klar als feministisches Anliegen mit hohem Symbolwert: Prostituierte seien Opfer. Die Tatsache, dass Männer weibliche Körper kaufen könnten, seien demnach Zeichen eines „entwürdigenden Frauenbilds“. Tatsächlich sind es vor allem Frauen, die in Frankreich Sex als Dienstleistung anbieten: Laut Schätzungen arbeiten 30.000 bis 40.000 Menschen in der Branche, davon sind 85 bis 96 Prozent weiblich.

Oft wurden sie Opfer von Menschenhändlern und stammen zu 93 Prozent aus dem Ausland – vor allem aus Osteuropa, Westafrika und China. 51 Prozent der Prostituierten sind während ihrer Tätigkeit Opfer von Gewalt geworden. 38 Prozent wurden vergewaltigt. Fast 30 Prozent haben Selbstmordgedanken. Diese Zahlen stammen von einer Erhebung der Regierung aus dem Jahr 2014. Aktuelle Zahlen gibt es nicht, was wohl auch ein Zeichen dafür ist, wie schwierig es ist, an verlässliche Informationen über Prostitution zu kommen.

Unumstritten war und ist das Gesetz von 2016 bis heute nicht: Prostituiertengewerkschaften und medizinische Hilfsorganisationen kritisieren, Sexarbeiterinnen würden damit bevormundet und zusätzlich stigmatisiert. Zudem sei deren Arbeit gefährlicher geworden, da sich die Freier verstecken müssten. Tatsächlich scheint die Durchsetzung der Regelungen in der Praxis schwierig, wie französische Medien zwei Jahre nach der Einführung des Gesetzes berichten: Nur ein paar Dutzend Frauen nutzten bisher die vorgesehene Ausstiegsprogramme für Prostituierte.

Die durchschnittliche Höhe der Strafen, die die Freier bislang tatsächlich gezahlt haben, liegt weit unter dem, was eigentlich vorgesehen war. Prostitution bleibt also auch in Frankreich ein Streitthema, zu dem es offenbar keine Lösung gibt, die für alle Beteiligten optimal ausfällt.



### Von Jasper Steinlein, Moskau

Hat Wladimir Putin russische Prostituierte nun „die besten der Welt genannt“ – oder nicht? Der frühere FBI-Chef James Comey ist sich da in seiner Autobiographie ganz sicher, Kremlsprecher Dmitrij Peskow dagegen kann sich das nicht vorstellen. Sollte der russische

Präsident etwas gelobt haben, das in seinem Land – ähnlich wie die Korruption – verboten und doch weit verbreitet ist?

Schätzungen zufolge prostituieren sich in Russland ein bis zwei Prozent der 144 Millionen Einwohner. Als Medienfigur ist die bildschöne, eiskalte Sexarbeiterin noch häufiger: Von „Brat“ bis „Russian Lullaby“ kommt kaum ein Film oder Video über Russland ohne dieses Klischee aus. Entstanden ist es, wie auch die genannten Filmproduktionen, in den 90er Jahren. In der Sowjetunion gab es schließlich keinen Sex, zumindest nicht öffentlich. Prostitution fand natürlich trotzdem statt, insbesondere in den Hotels für ausländische Touristen.

Nach dem Ende des Kommunismus setzten in Russland bewegte Jahre ein: Schattenwirtschaft und ein Arbeitsmarkt, auf dem plötzlich andere Qualifikationen als Anpassbarkeit und ein Parteibuch gefragt waren, brachten massive soziale Umwälzungen mit sich. Zwischen der Sicherung des Lebensunterhalts und dem Leben als Oligarchen-Konkubine waren für viele Frauen die Grenzen fließend.

Auch wenn Prostitution mitunter besser bezahlt ist als „gewöhnliche“ Jobs, so tragen die Frauen das volle Risiko – und zwar sowohl gesundheitlich als auch sozial und gesetzlich. Denn legal ist nur der Kauf von Sex, nicht dessen Verkauf. Zuhälterei hingegen wird mit fünf bis zehn Jahren Haft bestraft – wenn sie den Tätern denn nachgewiesen werden kann.

*Anmerkung: Jasper Steinlein arbeitet als Redakteur für tagesschau.de. Vor seinem Outing als Transmann war er 2017 bis 2020 Teil unseres Korrespondentinnen-Teams.*

I ~~am an~~  
OBJECT.  
♀

I Do What I want!  
Women Empowerment  
WOMEN ARE THE WORLD

RAL  
MARCH



# MIT ODER OHNE STERNCHEN?

## Gendergerechte Sprache weltweit

26. Dezember 2018

In der gesprochenen Sprache ist es schon lange Usus, die gendergerechte Form mitzuverwenden. Nun ziehen auch immer mehr Medienhäuser nach und entschließen sich zu Unterstrich, Binnen-I oder Sternchen. Doch wie sieht es mit dem Gendern eigentlich in anderen Ländern aus? Unsere Korrespondentinnen in Spanien, Israel, Peru, Frankreich und Kolumbien haben recherchiert.



**Von Christine Memminger,  
Barcelona**

Viele Spanierinnen wollen sich nicht länger ein O für ein A vormachen lassen. Eine Frau an der Spitze des Staates verleiht der Debatte um gendergerechte Sprache in Spanien jetzt zusätzlichen Wind: Vizepräsidentin Carmen Calvo Poyato. Bei der Vereidigung der sozialistischen Regierung im Juni 2018 setzt sie ein Zeichen. Entgegen des Protokolls formuliert Calvo den Text um und schwört, dass sie im „consejo de ministras y ministros“, also Kabinett der Ministerinnen und Minister dienen wird. Der traditionelle Text sieht nur das männliche Wort „ministros“ vor. Die anderen Regierungsmitglieder machen es ihr nach.

Wäre gar nicht nötig gewesen, findet die Königliche Sprachakademie RAE. Sie weist im offiziellen Stilbuch erneut darauf hin, dass die männliche Pluralendung „-os“ linguistisch gesehen auch ein neutraler Plural für eine Gruppe aus Frauen und Männern ist. Feministinnen wie Calvo sehen hier aber eine Schiefelage und so haben sich im Laufe der intensiven Debatte über Gleichberechtigung auch im Alltag neue Schreibweisen durchgesetzt. „Hola tod@s“ ist zum Beispiel regelmäßig als Begrüßung in Gruppenmails oder Chats zu lesen, manchmal auch „todxs“ oder „todes“.

WENIG INKLUSIV: DAS SPANISCHE BIENVENIDOS  
FOTO: BRYAN CARRILLOS



„Orthografisch falsch, offiziell verboten“ heißt es dazu von Seiten der RAE. Entsprechende Vorgabe geht auch an die Schulen. Stattdessen sollte man lieber versuchen, neutrale Formulierungen zu finden. Diese offizielle Ansage geht vielen Zeitungen, Universitäten und Organisationen nicht weit genug. Sie haben deshalb eigene, seitenlange Leitfäden für eine gendergerechte Sprache entwickelt, auch ohne @, x oder e. Darin stehen dann konkrete Tipps wie „Nachbarschaft“ statt „Nachbarn“ oder „Wir heißen euch Willkommen“ statt dem spanischen „Bienvenidos“ für „Willkommen“.

Vizepräsidentin Carmen Calvo Poyato ist gleichzeitig Ministerin für Gleichberechtigung, was dem Ganzen nun noch mehr Gewicht verleiht. Als eine ihrer ersten Amtshandlungen hat sie eine Studie über „inklusive Sprache“ in der spanischen Verfassung in Auftrag gegeben. Calvo bezeichnet den Text als „männlich“ und „vor 40 Jahren stehen geblieben“. Denn dass sich alle angesprochen fühlen, ist für sie das A und O.



**Von Mareike Enghusen,  
Tel Aviv**

Für Verfechter einer genderneutralen Sprache muss Hebräisch ein Albtraum sein. Im Hebräischen, das zusammen mit dem Arabischen der semitischen Sprachfamilie angehört, gibt es zwei grammatikalische Geschlechter, die recht willkürlich verteilt sind: Mensch, Mond und Kopf sind maskulin, Tier, Sonne und Bauch feminin. So weit, so vertraut für jene, die in der Schule Spanisch oder Französisch gelernt haben.

Doch im Hebräischen beeinflusst das grammatikalische Geschlecht nicht nur das Substantiv, sondern auch das Verb. Ein Beispiel: „Sie studiert“ heißt auf Hebräisch „Hi lomedet“; „er studiert“ dagegen „hu lomed“ – jedes Verb

existiert in femininer und maskuliner Form. Auch die Pronomen „du“ und „ihr“ kommen in zweifacher Ausführung daher. Unterhält sich jemand am Telefon, können Umstehende also am Anredepronomen hören, ob am anderen Ende der Leitung eine Frau oder ein Mann sitzt.

Im Plural verwendet man – ähnlich wie im Deutschen – die maskuline Form für gemischte Gruppen. Wer sich weder als weiblich noch als männlich definieren möchte, hat es im Hebräischen besonders schwer: Spätestens bei der Verbform muss er, sie, es sich auf maskulin oder feminin festlegen. Gendertechnisch Unentschlossene hat die Sprache des Alten Testaments nicht vorgesehen.

Zu allem Überfluss ist das hebräische Wort für „feminin“ mit den Worten „Loch“ und „durchbohren“ verwandt – das Wort für „Mann“ dagegen mit „Held“, „stärken“ und „besiegen“. Trotzdem gibt es Linguist\*innen, Feminist\*innen und Trans-Aktivist\*innen, die sich an sprachlichen Reformen im Sinne der Geschlechterneutralität versuchen.

Manche schlagen vor, im Plural die Wortendungen für maskuline (-im) und feminine (-ot) Substantive zu kombinieren, um bei der Benennung gemischter Personengruppen Neutralität herzustellen. Andere plädieren für die Einführung neuer, geschlechtsneutraler Pronomen. Außerhalb kleiner Aktivistenkreise finden derartige Ideen jedoch kein Gehör in der breiten Bevölkerung.



**Von Eva Tempelmann, Lima**

Gendern? Im machistisch geprägten Peru, in dem Anfang vergangenen Jahres eineinhalb Millionen Menschen auf die Straße gingen, um gegen die vermeintliche Indoktrinierung durch die „Gender-Ideologie“



FOTO: UNSPLASH

zu protestieren, ist die Gleichbehandlung weder im Leben noch in der Sprache zu finden. Die Bewegung „Finger weg von meinen Kindern“ hatte seit Ende 2016 gegen den neuen Lehrplan des Bildungsministeriums gewettert, das Gendern als Querschnittsthema stärker im Unterricht verankern und die gleichberechtigte Bildung von Mädchen und Jungen fördern wollte.

Man würde Geschlechter auflösen, riefen besorgte Eltern und Kirchenanhänger, die sich in der Organisation „Coordinadora Nacional Pro Familia“, kurz „Conapfam“, zusammengeschlossen haben und von ultrakonservativen evangelikalen Kirchen finanziert werden. Die Gendergleichheit würde Homosexualität forcieren und Kinder dazu animieren, ihre Geschlechtsidentität zu wechseln, befürchteten die Gegner des neuen Lehrplans in öffentlichen Stellungnahmen. Auf Druck des obersten Gerichtshofes zog das Bildungsministerium den umstrittenen

Lehrplan schließlich zurück. Gendergleichheit scheint in Peru Ängste zu schüren. Auf die landesweite Bewegung „Ni una menos“, die seit 2015 die eklatante Gewalt an Frauen in Peru anklagt und Zehntausende von Menschen auf die Straße brachte, gab die peruanische Bischofskonferenz eine Broschüre heraus mit dem Titel: „Gender-Ideologie: ihre Bedeutung und Gefahren“. Rollenverhältnisse und -zuschreibungen sind in Peru fest verankert. Männer dominieren die Politik, die Wirtschaft und die Sprache.

Dabei hätten es die Menschen im Spanischen eigentlich so leicht, die weibliche Endung a und die männliche Endung o mindestens mit einem @ zusammenzudenken oder mit einem x zu ersetzen. Aber selbst Nachrichtenplattformen wie lamula.pe, die sich „Null Toleranz gegen Gendergewalt“ auf die Fahnen schreiben, gendern nicht konsequent. Eine der wenigen Ausnahmen sind Organisationen wie das „Programm für Demokratie und Globale Transformation“ (PDTG), die spannende Publikationen zum Thema Feminismus und Gender sowie Kinderbücher für Antiprinzessinnen herausgibt.



### Von Carolin Küter, Lyon

Erst im November hat das Thema Gendern im französischen Parlament für Aufregung gesorgt: Eigentlich sollte es bei der Debatte um den anstehenden Klimagipfel in Polen gehen. Der konservative Abgeordnete Gérard Longuet wollte von Umweltstaatssekretärin Brune Poirson wissen, ob sie dort die französische Atomenergie verteidigen werde und sprach sie dabei mit „Madame le ministre“ an, „Frau Minister“.

„Herr Senator, es heißt Madame LA ministre“ (Frau Ministerin), wies ihn Poirson zurecht. Longuet raunte daraufhin eine nicht hörbare

“

BRUNE POIRSON

ES TUT MIR  
WIRKLICH LEID,  
ABER ICH FORDERE  
SIE DAZU AUF, MICH  
MADAME LA  
MINISTRE ZU  
NENNEN.

”

Antwort in sein ausgeschaltetes Mikrofon. Poirson ließ nicht locker: „Es tut mir wirklich leid, aber ich fordere Sie dazu auf, mich Madame la ministre zu nennen.“ Nach einer erneuten Replik des 72-Jährigen legte sie noch einmal nach: „Sie reden von den Wünschen der Franzosen. Ein Wunsch ist Gleichberechtigung. Das ist die Realität. Die Diskussion ist damit beendet.“

Doch weit gefehlt: Die Debatte um die Angleichung von Titeln an ihre Trägerinnen sucht Frankreich in regelmäßigen Abständen heim. Heißt es „Frau Bürgermeister“ oder „Frau Bürgermeisterin“? „Frau Direktor“ oder „Frau Direktorin“? Jedes Lager hat dabei eine mächtige Institution auf seine Seite: Die Regierung, die zuletzt 2017 in einem Rundschreiben die Feminisierung von Berufsbezeichnungen und Titeln für offizielle Dokumente vorgab und die „Académie Française“.

Die jahrhundertealte staatliche Akademie ist die offizielle Wächterin über den Gebrauch der französischen Sprache. Ihre Chefin bezeichnete die Gendersprachregelung der Regierung im vergangenen Jahr als „autoritäre Feminisierung“, die dem Willen der meisten Bezeichneten widerspreche. Solche Vorschriften würden an das Vorgehen „totalitärer Staaten“ des 20. Jahrhunderts erinnern.

Der Streit dauert schon seit Jahrzehnten an. Bereits in den 90ern und 2000ern verteidigten Politikerinnen in der Nationalversammlung ihr „Madame la ministre“. Die Regierung gab in Verordnungen schon 1986 und 1998 die Feminisierung von Berufsbezeichnungen und Titeln vor. Die „Académie française“ hielt jedes Mal dagegen. In einem Punkt sind sich beide Institutionen aber einig: Eine inklusive Schreibweise, bei der die weibliche Form durch Punkt, Sternchen oder Binnen-I an die männliche angehängt wird, lehnen sie ab.

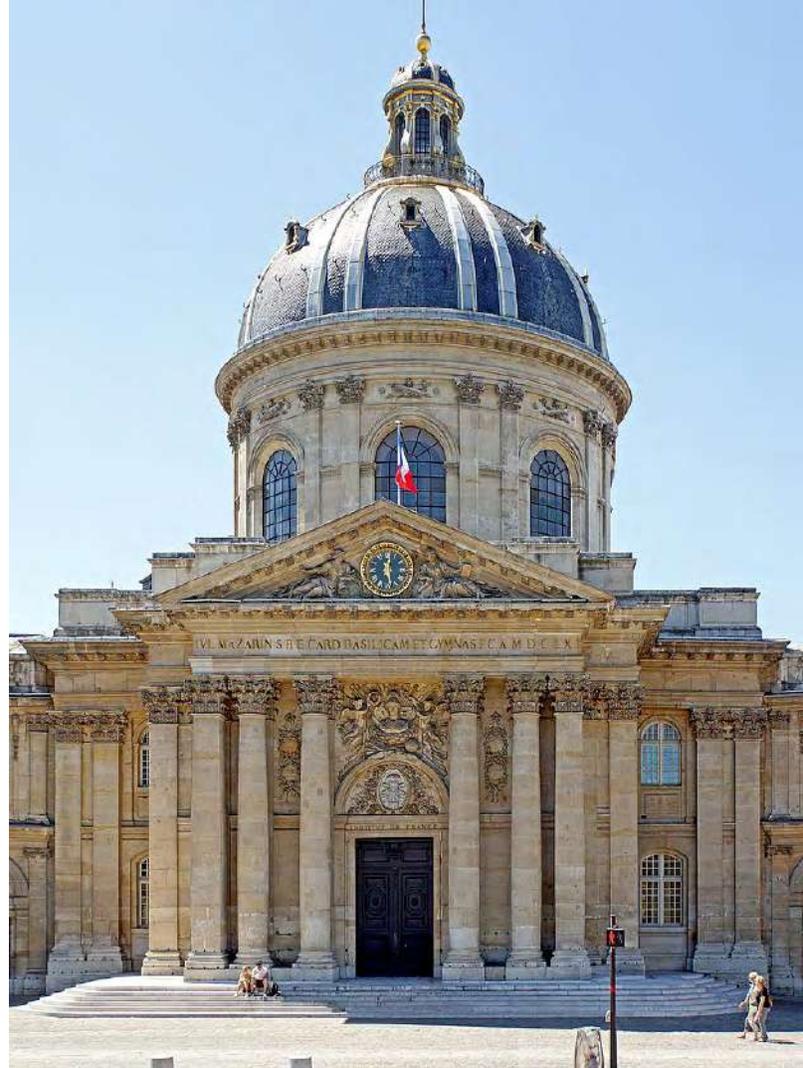


BILD OBEN: DIE ACADEMIE FRANCAISE  
FOTO: DENNIS JARVIS

BILD UNTEN: BRUNE POIRSON  
FOTO: JACQUES PAQUIER



### Von Katharina Wojczenko, Medellin

Die oberste Spanisch-Autorität bleibt dabei: Gendern ist künstlich, gedoppelt und unnötig, sagt die Real Academia Española (RAE). Ein Grund, weshalb kolumbianische Medien nicht gendern, sagt Paola Gómez. Sie ist Redaktionschefin der Regionalzeitung „El Pais Cali“ und lehrt Journalismus mit Schwerpunkt Gender. „Gendern ist ein beliebtes Thema für Witze“, sagt Gómez. Dabei klingt es auf Spanisch so positiv: Lenguaje inclusivo oder no sexista.

Als Venezuelas Präsident Nicolás Maduro über seine „Millionen und Millioninnen“ von Anhängern sprach, war die Häme im Nachbarland groß. Bogotás Bürgermeister Enrique Peñalosa wurde 2017 von einem Gericht verurteilt, seinen Slogan auszubessern: „Ein besseres Bogota für alle“ sei nicht ein „Ein besseres Bogotá für jeden und jede“. Schließlich hatte sich die Stadt 2009 zu inklusiver Sprache verpflichtet. Doch weil die Korrektur Millionen gekostet hätte, wurde das Urteil aufgehoben.

Auch in den Medien hat sich „todos y todas“ nicht durchgesetzt. Verkürzungen mit @ oder x lehnen kolumbianische Feministinnen als Rückschritt ab, ebenso die chilenische LGBTI-Erfindung „todes“. Gómez rät ihren Studierenden zur Abstraktion: „Bürgerschaft“ statt „Bürgerinnen und Bürger“. Viel wichtiger sei jedoch erst einmal, die Ungerechtigkeit und Gewalt deutlich zu benennen, die Frauen im Macholand Kolumbien erleben.

Viviana Bohórquez sieht das genauso. Sie ist Anwältin mit Schwerpunkt Menschenrechte und Diskriminierung und Miterfinderin des Youtube-Kanals „Las Igualadas“ der Zeitung „El Espectador“, der sich mit Geschlechterfragen beschäftigt. Ungleichheit, Stereotype und Morde an Frauen seien mittlerweile überall Thema, egal ob im Radio, TV oder Zeitungen. „Kaum einer spricht mehr von Verbrechen aus Leidenschaft, sondern von Femizid oder Mord. Der Umgang mit der Sprache hat sich verbessert.“ Dazu haben nicht zuletzt Journalisten-Organisationen wie „Consejo de Redacción“ mit Gender-Handbüchern wesentlich beigetragen.

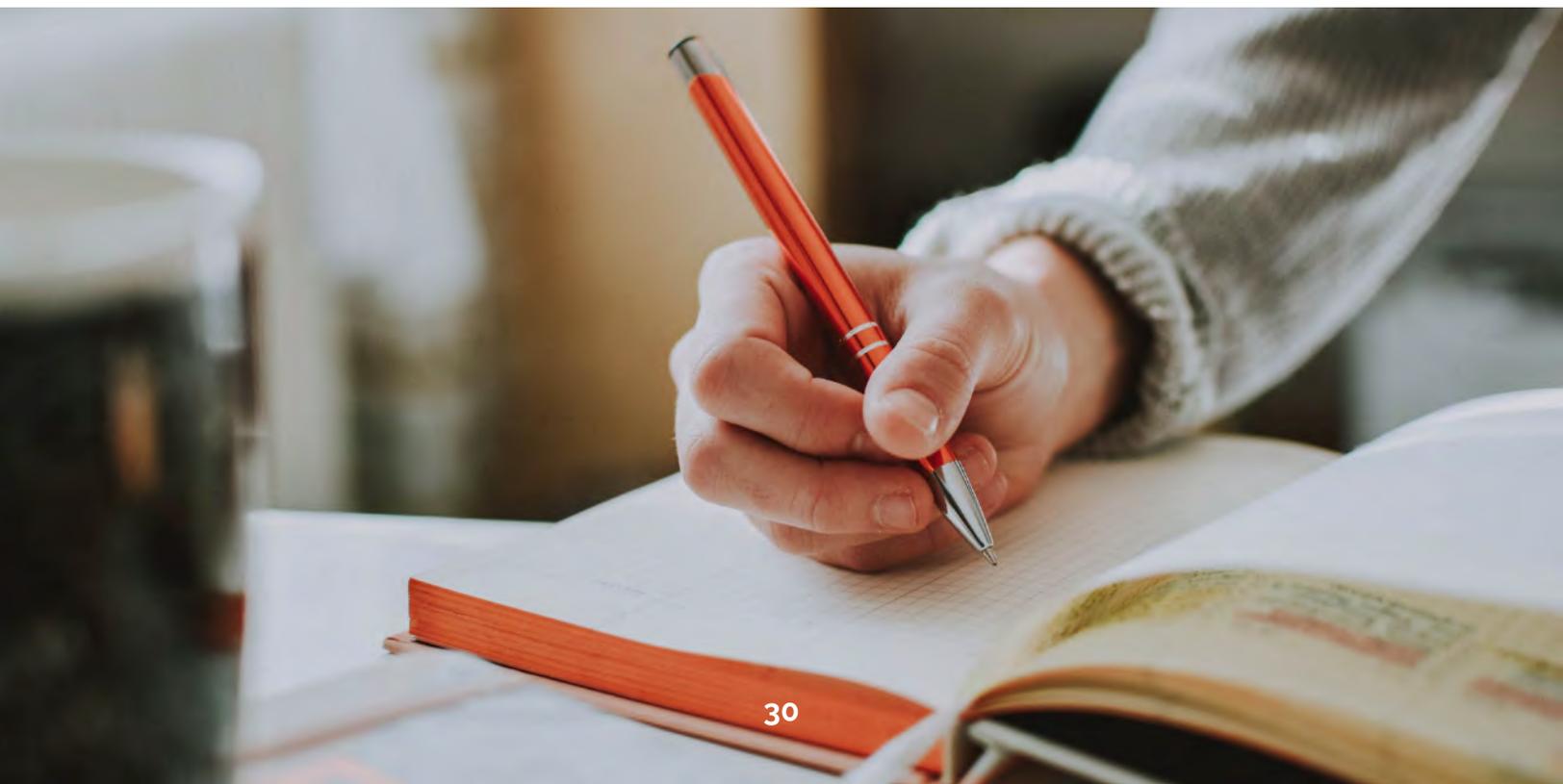




FOTO: ADAM WINGER

# EMANZIPIERT ODER TRADITIONELL?

**Frauen und Kinderbetreuung**

1. Mai 2019

Die Vereinbarkeit von Kind und Karriere ist hierzulande – trotz Elterngeld – ein Balanceakt für die meisten Familien. Doch wie sieht es eigentlich in anderen Teilen der Welt aus? Werden Kinder dort auch in die Kita geschickt oder lieber zuhause betreut? Unsere Korrespondentinnen in Frankreich, Peru, Belgien, Israel und Spanien haben sich mal umgehört.



**Von Carolin Küter, Lyon**

Im Vergleich zu Deutschland steht Frankreich bei der Kinderbetreuung gut da: Die Französinnen bekommen deutlich mehr Kinder als die Deutschen und arbeiten mehr. Mit 1,9 Kindern pro Frau ist Frankreich seit Jahren europäischer Spitzenreiter und das,

obwohl der Trend rückläufig ist. Insgesamt ist die Beschäftigungsquote von Frauen im Nachbarland zwar geringer als in Deutschland, die Französinen arbeiten aber deutlich weniger in Teilzeit. Jenseits des Rheins sind zwei Dritteln der Frauen vollbeschäftigt, hierzulande nur die Hälfte.

Das dürfte vor allem an den staatlichen Vorgaben zu Mutterschaftsurlaub, Elternzeit und Kinderbetreuung liegen. Der Mutterschutz ist zehn Wochen nach der Geburt vorbei. Während dieser Zeit erhält die Frau den größten Teil ihres Gehalts weiter. Die meisten Französinen gehen anschließend wieder arbeiten, zumeist aus finanziellen Gründen. Denn sowohl Väter als auch Mütter haben zwar das Recht auf bis zu drei Jahre Elternzeit, Elterngeld gibt es – bis auf Sozialleistungen in bestimmten Fällen – jedoch nicht.

Bei dieser Politik soll es auch bleiben. Frankreich stellte sich im vergangenen Jahr gegen die Einführung eines europaweiten Mindeststandards fürs Elterngeld. Die Politik solle eher dafür sorgen, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erleichtert wird, nicht dafür, dass Frauen dazu angehalten werden, zu Hause zu bleiben, so die Begründung von Gleichstellungsministerin Marlène Schiappa.

Dementsprechend gilt die Schulpflicht für französische Kinder schon ab drei Jahren. In der „Maternelle“ werden sie bis halb fünf am Nachmittag kostenlos betreut, Eltern können sie anschließend noch im Hort lassen. Um die Unterdreijährigen kümmern sich laut Sozialbehörden vor allem Tagesmütter, umgangssprachlich „Nounous“ genannt. Am zweithäufigsten werden die Kleinkinder in ganztägigen Krippen untergebracht.

Den Statistiken zufolge würden viel mehr Eltern ihr Kind gerne in die Krippe geben, doch die Plätze sind rar. Zwar wurden in den vergangenen Jahren zusätzliche Plätze geschaffen, aber die

Nachfrage übersteigt noch immer bei weitem das Angebot. Sobald die Kinder zu Hause sind, übernehmen in den meisten Fällen wieder die Mütter: Sie verbringen laut einer Studie des Arbeitsministeriums zwei Drittel ihrer freien Zeit mit der Kinderbetreuung, die Väter weniger als 60 Prozent.



### Von Eva Tempelmann, Lima

Kinderbetreuung ist in Peru ganz klar Frauensache. Mütter, Großmütter, Schwiegermütter, Tanten, Babysitterinnen und vor allem Kindermädchen kümmern sich um den Nachwuchs. In den Kindergärten sind die Erzieherinnen ausschließlich weiblich. Das liegt daran, dass die Rollenverteilung in Peru sehr klassisch und fest verankert ist: die Männer arbeiten außer Haus, die Frauen kümmern sich um Haushalt und Kinder.

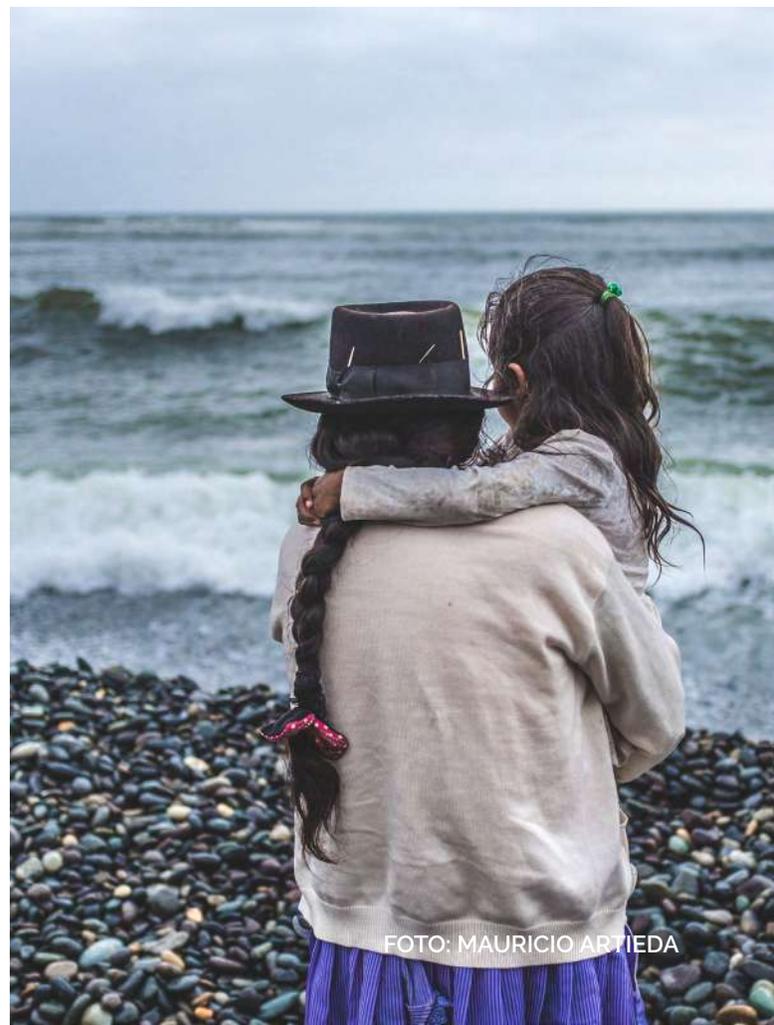


FOTO: MAURICIO ARTIEDA

**BILD RECHTS: KINDERBETREUUNG IN PERU FINDET MEIST ZUHAUSE STATT.  
FOTO: JACKIE HOPE**



Wenn die Frauen auch arbeiten, beauftragen sie andere Frauen, sich um ihre Kinder zu kümmern. Das sind entweder die Großmütter, Tanten oder andere weibliche Verwandte. Oder Frauen aus einfachen Verhältnissen, die als Kindermädchen für wohlhabendere Familien arbeiten. In peruanischen Familien ist es bis weit in die untere Mittelschicht hinein üblich, eine Hausangestellte zu beschäftigen. Wer es sich leisten kann, stellt gleich zwei Frauen an: eine für den Haushalt und eine für die Kinder.

So werden die meisten Kinder bis zum dritten Lebensjahr zu Hause betreut. Die Babys und Kleinkinder früh in die Krippe zu geben ist eher unüblich und das Angebot entsprechend begrenzt. Nur in großen Städten gibt es seit einigen Jahren die Tendenz, dass auch Männer sich zumindest zeitweise um die Kinder kümmern, meist aber erst, wenn sie ins Kindergartenalter kommen.

Und nur in der Hauptstadt Lima und in der Region um Cusco, in der sich in den letzten Jahren immer mehr alternativ lebende Familien angesiedelt haben, sieht man Väter, die ihre Babys vor den Bauch schnallen, Eltern-Kind-Kurse besuchen oder den Babys die Flasche geben, wenn die Mutter arbeitet. Oft werden sie dann von Außenstehenden besorgt angesprochen: Ob die Mutter verstorben sei? Ob keine Schwiegermutter einspringen könne?

Im Hochland der Anden, weit entfernt von den Städten, sitzen die Babys und Kleinkinder bis zum zweiten Lebensjahr auf dem Rücken der Mütter, eingewickelt in die vielfotografierten bunten Tücher, die vorne vor der Brust zusammengebunden werden. Die Kleinen begleiten ihre Mütter zum Feld, auf den Markt und liegen schlafend in den Tüchern, wenn die Mütter im und ums Haus arbeiten. Auch im Regenwald, der den größten Teil des Landes ausmacht, sitzen die Babys und Kleinkinder auf dem Rücken oder den Hüften der Mütter, Tanten, großen Schwestern.

Viele Frauen aus den ländlichen Regionen, die in den letzten Jahren in die großen Städte gezogen sind, auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg der 90er Jahre und später auf der Suche nach Arbeit und einer guten Ausbildung für ihre Kinder, haben ihren Nachwuchs auch in der Stadt immer dabei. Die Kinder begleiten ihre Mütter, wenn diese auf den Hauptstraßen zwischen den Autos hindurchlaufen und Wasser verkaufen, sie sitzen neben ihnen am Straßenrand, wenn die Frauen Bonbons und Kaugummis feilbieten. In einem so patriarchalisch geprägten Land wie Peru wird sich daran auch in den nächsten Jahren vermutlich wenig ändern.

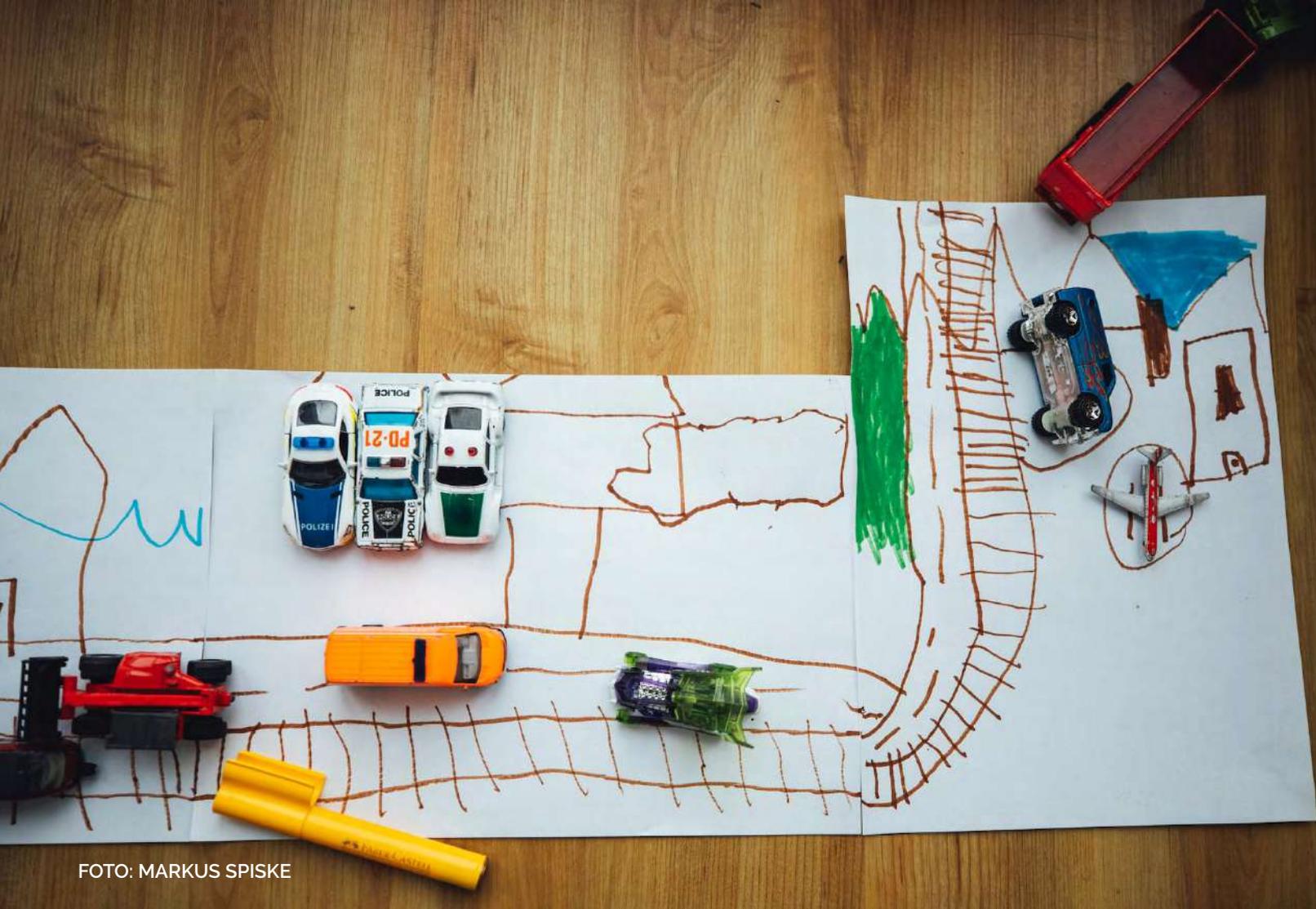


FOTO: MARKUS SPISKE



### Von Franziska Broich, Brüssel

Belgien ist Spitzenreiter im Vergleich der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) bei der Betreuung von Null- bis Zweijährigen. Mehr als 60 Prozent der bis zu Zweijährigen sind in einer Krippe oder einer anderen Betreuung angemeldet. Damit führt Belgien – zusammen mit Dänemark – die Liste der OECD-Länder an.

Doch auch innerhalb Belgiens gibt es Unterschiede. Während in der Region rund um Lüttich an der deutschen Grenze 58 Prozent der Kinder unter drei Jahren keine Krippe besuchen,

sind es in Brüssel 32 Prozent. Das geht aus einer Studie des Forschungsunternehmens „Ipsos“ in Wallonien für den belgischen Verband „La Ligue des Familles“ hervor. Ähnlich ist das Bild in Flandern, wo Niederländisch gesprochen wird. Auch dort gehen laut Statistikamt etwa 70 Prozent der Kinder unter drei Jahren in eine Krippe, zu einer Tagesmutter oder werden von Verwandten betreut.

Am beliebtesten ist bei der Kinderbetreuung in Belgien die Krippe. Zwar kostet ein Platz durchschnittlich gut 340 Euro im Monat, aber jeder Fünfte zahlt mehr als 500 Euro. Dabei ist es schwierig, überhaupt einen Krippenplatz zu finden. Gleichzeitig gibt es inzwischen auch besondere Angebote wie die 2012 eröffnete

Nachtkrippe für Brüsseler Eltern, die auf eine Dienstreise müssen oder einen ungestörten Abend mit Freunden verbringen wollen.

Sowohl der Vater als auch die Mutter haben in Belgien Anspruch auf vier Monate Elternzeit. Sie können ab der Geburt bis zum 12. Lebensjahr des Kindes genommen werden. Dabei haben die Eltern die Wahl, diese Monate Vollzeit oder Teilzeit zu nehmen oder die Arbeitszeit, um ein Fünftel zu reduzieren. Fast ein Drittel der Eltern findet es „schwierig“ ihr Berufsleben mit der Familie in zu vereinen. 26 Prozent gaben sogar 2018 an, einen „Eltern-Burn-Out“ zu haben.



**Von Mareike Enghusen,  
Tel Aviv**

Auf den ersten Blick scheint es, als hätten israelische Frauen das Kind-Karriere-Dilemma gelöst: Die Beschäftigungsrate unter Israelinnen ist sieben Prozent höher als der OECD-Durchschnitt, zugleich werden in keinem anderen

Industrieland so viele Kinder pro Frau geboren. Den Israelinnen scheint zu gelingen, was in Deutschland als schier unvereinbar gilt: Sie bekommen viele Kinder und gehen trotzdem weiter arbeiten.

Tatsächlich steht dahinter jedoch meist schiere Notwendigkeit. Nach der Geburt ein Jahr oder länger zu Hause zu bleiben, wie es in Deutschland üblich ist, kann sich kaum eine israelische Mutter leisten. Dafür sind die Lebenshaltungskosten zu hoch, insbesondere in den urbanen Zentren, die Löhne zu niedrig und die staatliche Unterstützung zu mager. Nach der Geburt dürfen Israelinnen 15 Wochen bezahlten Mutterschaftsurlaub nehmen. Anschließend können sie, was die meisten tun, drei weitere Monate unbezahlt frei nehmen. In dieser Zeit darf man ihnen nicht kündigen.

Danach ist die Schonzeit vorbei: Die meisten Frauen kehren zurück in den Job und geben ihr sechs Monate altes Baby in eine Krippe oder an eine Tagesmutter, oft für acht bis neun Stunden täglich. Eltern- oder Vaterzeit sieht das israelische Gesetz nicht vor: Väter dürfen ohne Gehaltseinbußen lediglich sechs Tage nach der Geburt freinehmen – die ihnen jedoch von ihren jährlich gewährten Urlaubs- und Krankheitstagen abgezogen werden.

Die öffentlichen Schulen sind kostenlos, Krippen und Kindergärten aber nicht. Die Versorgung der Kleinsten kann Eltern 400 bis 600 Euro im Monat kosten. Und viele Einrichtungen sind überlaufen, nicht zuletzt wegen der hohen Fruchtbarkeitsrate. „Wenn es etwas gibt, das schwerer ist als die Geburt, würden wir sagen: der Versuch, Ihr Kind für die Kinderbetreuung zu registrieren“, heißt es auf einer Ratgeberseite für Einwanderer in Israel. Dass die israelische Fruchtbarkeitsrate mit gut drei Kindern pro Frau trotz alledem doppelt so hoch ist wie Deutschlands, erinnert daran, dass finanzielle Erwägungen allein keinen Kinderwunsch befördern – oder verhindern.





FOTO: PAULINE TILLMANN



FOTO: CRISTINA GOTTARDI



### Von Christine Memminger, Barcelona

Den Begriff „Rabenmutter“ gibt es in Spanien nicht und das Thema externe Kinderbetreuung wird hier ziemlich locker genommen. Vielen Frauen bleibt aber auch gar nichts anderes übrig. Ab der Geburt haben Mütter aktuell 16 Wochen, Väter acht Wochen Anspruch auf Elternzeit mit Elterngeld. Spätestens wenn das Kind ein halbes Jahr alt ist, muss also Betreuung her.

Zwei Varianten sind dabei am gängigsten: Entweder die Großeltern kümmern sich um die Kleinkinder, oder die Wahl fällt – bei knapp 38 Prozent – auf die Kita. Betreuungsplätze in öffentlichen oder privaten Kitas für die Null- bis Dreijährigen gibt es genügend und in vielen Regionen sind die Öffentlichen sogar

kostenlos. Nur sehr wenige Firmen haben eigene Angebote für ihre Mitarbeitenden.

Einen Kindergarten wie in Deutschland gibt es nicht. Bereits ab drei Jahren beginnt die Vorschule – spielerisches Lernen mit Büchern, Heften und auch mal Hausaufgaben. Die ist zwar nicht verpflichtend, aber so gut wie alle Kinder gehen hin, halb- oder ganztags. Später dauert ein Schultag meist von 9 bis 16 Uhr, inklusive Mittagessen an der Schule. Das Betreuungsproblem stellt sich hier daher nur selten.

Nur wenige Mütter nehmen ihr Recht auf Teilzeit in Anspruch. Denn auf dem angespannten Arbeitsmarkt können es sich nur die wenigsten erlauben, länger auszusetzen. Europaweit lassen sich spanische Frauen mit dem Muttersein am meisten Zeit. Im Durchschnitt entscheiden sie sich erst mit 32 Jahren dafür.

Der Grund: Sie wollen zuerst einen festen Stand im Berufsleben haben. Dass es auch für die Kleinsten schon viele Betreuungsangebote gibt, ist dazu zwar passend, aber nicht unbedingt einer Wahlfreiheit geschuldet. Auch die Geburtenrate zeigt das. Durchschnittlich 1,31 Kinder hatten Frauen in Spanien im Jahr 2017 – und zählen damit europaweit zu den Schlusslichtern.





# BAUCH, BEINE, PO

## Frauen und Schönheitsideale

21. August 2019

Gelten schlanke Frauen in anderen Ländern der Welt eigentlich als schön – oder zählt da eher ein großer Hintern? Unsere Korrespondentinnen in Kolumbien, Peru und Irland haben intensiv recherchiert und Interessantes zusammengetragen.



**Von Katharina Wojczenko,  
Bogota**

Wer seinen Hintern zu dick findet, wird sich in Kolumbien wie eine Göttin fühlen. Ein praller, runder Po ist Teil des kolumbianischen Schönheitsideals, ja der Latina-Frau an sich. Der auf Kurven fixierte Kult entstammt angeblich der Narco-Kultur der Drogenhändler aus den 80er Jahren. Demnach war in armen Viertel ein üppiger Busen die einzige Karrieremöglichkeit für Mädchen, sich einen reichen Drogenboss zu angeln. Der Druck auf die Frauen ist hoch. Natürlichkeit ist wenig gefragt.

Kolumbianerinnen sind Meisterinnen darin, ihr Gesicht mit Make-up zuzuspachteln. Dazu knalliger Lippenstift in Pink und Rot. Selbst die Guerilla-Kämpferinnen der Farc hatten im Dschungel Anspruch auf Schminke. Maniküre und Pediküre sind Pflicht, gerne mit Kunstnägeln und Glitzersteinchen. Die Besuche in entsprechenden Salons können

sich selbst weniger Betuchte leisten. Wer ohne Sport seinen Körper in Form bringen will, quetscht ihn in die sogenannten „Fajas“, einer breiten Palette an Miederkleidung für Frau und Mann.

Kolumbien ist ein Land der Schönheitswettbewerbe, wobei die Frauen aus dem Bruderstaat Venezuela international bei den Miss-Wahlen noch erfolgreicher sind. Schon Babys werden von ihren Eltern wie Prinzessinnen ausgestattet und bekommen Ohringe. Die erste Schönheits-OP gibt es oft zum 15. Geburtstag. Weltweit ist Kolumbien bei Schönheitsoperationen auf Platz vier nach den USA, Brasilien und Mexiko laut der aktuellsten Statistik der Internationalen Gesellschaft für Plastisch-Ästhetische Chirurgie (ISAPS). Knapp 350.000 Eingriffe wurden im Jahr 2017 durchgeführt – wobei 26 Prozent auf Schönheitstourist\*innen entfallen, ein boomender Wirtschaftszweig speziell in Medellín. Die Frauen dort gelten als die Schönsten im Land.

Wie überall in der Welt waren in Kolumbien die beiden häufigsten Eingriffe Fettabsaugung und Brustvergrößerung. Im Unterschied zum Rest der Welt folgen dann aber Bauchdeckenstraffung, Po-Vergrößerung und Lidstraffung. Schönheit liegt offenbar auch im Verborgenen: 2017



BILD OBEN: DAS GEHEIMNIS DEINER SCHÖNHEIT LIEGT IN DIESEN QUETSCHHÖSCHEN  
FOTO: KATHARINA WOJCZENKO

stieg die plastische Vaginalchirurgie um 23 Prozent an. Bei Schamlippen-Optimierung und Vaginalverjüngung ist Kolumbien mit weitem Abstand Weltmeister. Die Kehrseite: Von dem weltweiten Skandal um defekte und krebserregende Implantate des französischen Unternehmens Poly Implant Prothese (PIP) sollen allein in Kolumbien mehr als 35.000 Frauen betroffen sein.

Eine Fettabsaugung für eine normaldicke Frau kostet rund 1.500 Euro und damit zwei Akademiker-Monatsgehälter. Weil das in Kolumbien viel Geld ist, gehen viele Frauen zu Allgemeinmediziner\*innen, Frisör\*innen oder Masseur\*innen, die Ästhetik-Kurse belegt haben und illegal operieren. Das Risiko ist hoch, genauso wie bei den illegalen Abnehmpillen, die über das Internet und Soziale Medien

vertrieben werden. Deshalb ist es keine Seltenheit, dass junge Frauen mit Nieren- oder Leberversagen in der Notaufnahme landen oder gar sterben.

Ein eigenes Kapitel gilt den Haaren. Lang und glatt ist das dominante Ideal, was in einem Land mit vielfältigen ethnischen Wurzeln den Absatz von Glätteisen und chemischen Produkten in die Höhe treibt. Für afrokolumbianische Frauen ist es fast schon ein politisches Statement, wenn sie zu ihrer Naturkrause stehen.

Für Aufsehen sorgte Ende 2018 die Nachrichtensprecherin Mabel Lara, die nach Jahren des Glättens vor jedem Auftritt die Nase voll hatte und sich von dieser „Sklaverei“ befreien wollte. Die einen feierten sie, die anderen nannten ihren natürlichen Look

„vulgär“. Lara sagt dazu: „Ich glaube, dass man mit kleinen Aktionen große Schlachten gewinnen kann. Wenn ein Mädchen mich sieht und sagt ‚Sie ist wie ich, ich werde mir nicht mehr die Haare glätten‘, dann ist das für mich ein Triumph.“



### Von Eva Tempelmann, Lima

Auch in Peru, dem Nachbarland Kolumbiens, dominieren Kurven das Schönheitsideal. Ein runder Po und große Brüste gelten als weiblich und attraktiv. Mit abgemagerten Models können die meisten Menschen wenig anfangen. Schönheitsoperationen gibt es trotzdem, denn einen mittelgroßen Po und mittelgroße Brüste kann man ja noch größer machen. Die Eingriffe haben jedoch ihren Preis und so können sich diese fast nur Frauen aus der Oberschicht leisten. Auch an Lippen (voller) und Falten (weniger) wird gerne herumgewerkelt.

Weniger kostspielig sind Besuche in einfachen Beauty-Salons, die einen Rundum-Service aus Frisör, Pediküre und Maniküre anbieten. Hier gehen viele Frauen ein bis zweimal in der Woche vorbei, lassen sich die Haare glätten, schneiden, pflegen und die Fingernägel verlängern, bemalen, verzieren. Letztere werden mit filigranen Mustern oft zu wahren Kunstwerken gemacht.

Generell werden helle Haut und helle Haare sehr bewundert. Auf sämtlichen Werbetafeln und im Fernsehen sind es hellhäutige und hellhaarige Frauen, die das Gesicht des Landes repräsentieren, obwohl die Durchschnittsperuanerin sehr viel dunklere Haut und dunkle Haare hat. Da hat der Kolonialismus und der mit ihm verbundene Rassismus, der nach Hautfarben klassifiziert und wertet, seine tiefen Spuren hinterlassen. Bis heute hat Peru eine Klassengesellschaft, die



FOTO: GUSTAVO SPINDULA

nach Hautfarben und Herkunft unterscheidet. Je heller die Haut, desto einflussreicher und privilegierter ist man.

Dabei hat das Andenland, das der peruanische Schriftsteller José María Arguedas einmal als „Land aller Rassen“ bezeichnete, so vielfältige Gesichter – afroperuanische, chinesische, indigene aus dem Hochland und dem Regenwald, um nur einige zu nennen – das es völlig verrückt erscheint, sich auf ein Schönheitsideal zu versteifen. Apropos Regenwald: weit entfernt von der Hauptstadt des Landes, in dem sich vieles an den USA und Europa orientiert, wird in den entlegenen Siedlungen der indigenen Ashaninka, Shipibo oder Yanessa Schönheit völlig anders interpretiert: mit aufwendigen Gesichtsbemalungen aus roten Samen, durchbohrten Ohrläppchen, beachtlichem Feder- und Perlenschmuck. Körperform? Nicht so wichtig. Hautfarbe: egal.

“

MÁBEL LARA

WENN EIN MÄDCHEN  
MICH SIEHT UND  
SAGT ‚SIE IST WIE ICH,  
ICH WERDE MIR  
NICHT MEHR DIE  
HAARE GLÄTTEN‘,  
DANN IST DAS FÜR  
MICH EIN TRIUMPH.

”



**Von Mareike Graepel,  
Dublin**

Schönheitsideale und Beauty-Trends sind auf der Grünen Insel große Themen, aber die wilde Schönheit mit den roten Locken, grünen Augen, Sommersprossen und einem groben Strickpulli mit Zopfmuster existiert nur in der Werbung der Tourismusbranche. Nur zehn Prozent der Ir\*innen haben rote Haare – in Großbritannien sind es 40 Prozent – und der „Rotschopf“ gilt nicht als schick.

Beim Thema Natürlichkeit gibt es in Irland zwei Lager: Die einen setzen auf elegant-schlichtes Styling und qualitativ hochwertige Make-up- und Reinigungsprodukte, ordentlich gezupfte Augenbrauen und dezentes Botox. Botox kommt übrigens nicht aus Kalifornien sondern in den meisten Fällen aus dem malerischen irischen Städtchen Westport im County Mayo, von wo aus in den vergangenen drei Jahren Botox im Wert von über vier Milliarden Euro in die ganze Welt verkauft wurde.

Das andere Lager versucht hingegen, die typisch helle irische Haut zu überdecken und benutzt Selbstbräuner. Laut Sonia Deasy, Chefin einer Hautpflege-Firma, benutzen fast die Hälfte der irischen Frauen regelmäßig „fake tan“. Selbstbräuner gibt es im Übrigen überall zu kaufen, auch in Supermärkten und an der Kasse. Gleichzeitig greifen die Irinnen gerne zu Natur-Pflegeprodukten wie Gerste oder Hafer. In letzter Zeit werden zudem Meeresalgen immer beliebter.

In manchen Städten gibt es sogar eigene Salons mit Algenbädern. Zuhause werden Algen mit Jogurt oder Wasser gemischt und als Gesichtsmaske benutzt. Die Pflanzen sollen laut Packungsbeilage die Durchblutung fördern und die Haut beruhigen. 2016 gab eine weltweite Studie vielen Ir\*innen zu denken: Demnach wird der Adipositasgrad bei Frauen in Irland bis 2025 der zweithöchste in Europa sein, gleich hinter dem Vereinigten Königreich. Seitdem ist das Interesse an körperlicher Fitness, gesunder Ernährung und regelmäßigem Sport kontinuierlich angestiegen.

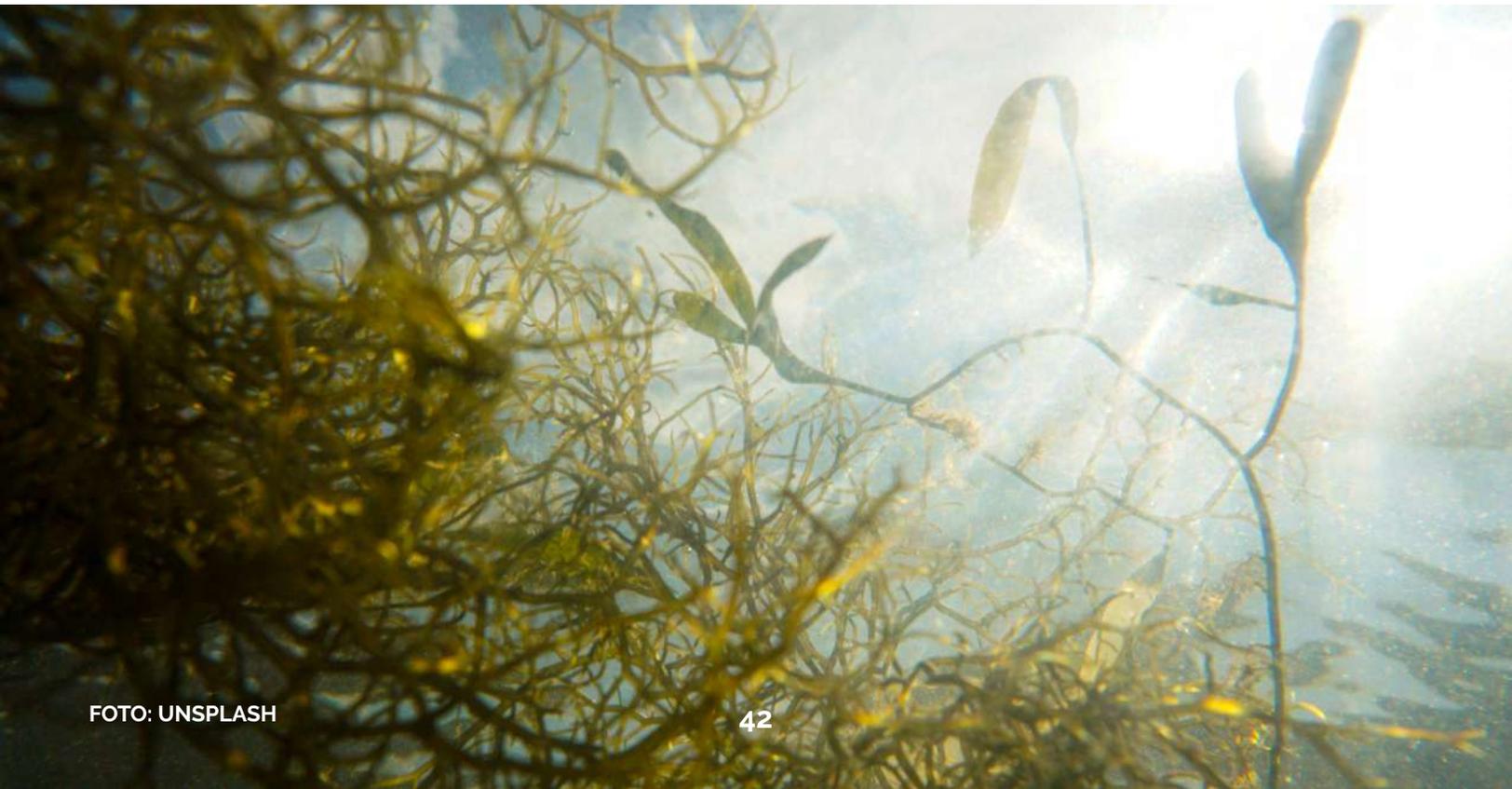




FOTO: DANILO ALVESD

# IM PILLENPARADIES

## Frauen und Medikamentenkonsum

4. März 2020

Nehmen Frauen in anderen Ländern eigentlich mehr Schlaftabletten ein als hierzulande? Und wie schnell kommt man an rezeptpflichtige Medikamente? Unsere Korrespondentinnen wagen einen Blick nach Spanien, Deutschland und Irland.



**Von Christine Memminger,  
Barcelona**

Den Ruf als „Pillenparadies“ hat Spanien zu Recht. Mit einer der höchsten Apothekendichten Europas und verhältnismäßig vielen rezeptfreien Medikamenten ist es kein Wunder, dass sich Urlaubsgäste hier gerne

mit Souvenirs in Pillenform eindecken. Hochdosierte Schmerzmittel, Antidepressiva, Betäubungsmittel wie Kodein, die Antibabypille oder die „Pille danach“, all das ist in Spanien rezeptfrei zu bekommen – und die Liste ließe sich fortführen.

Selbst wenn ein Medikament eigentlich nur auf Rezept herausgegeben werden darf, zeigt die Praxis, dass viele Apotheken es damit nicht so genau nehmen. Rezepte müssen nicht elektronisch erfasst werden und nur selten werden Apotheken kontrolliert. Dazu kommen, zumindest für den deutschen Geldbeutel, verhältnismäßig günstige Preise. Eine Schachtel mit 30 Ibuprofen-Tabletten à 400 mg kostet beispielsweise gerade mal zwei Euro.

Im internationalen Vergleich liegt Spanien beim Konsum in vielen Medikamentengruppen ganz weit vorne. Besonders häufig nehmen spanische Frauen vor allem Antidepressiva und Beruhigungsmittel. Wie eine Statistik der OECD-Länder zeigt, wird Spanien beispielsweise beim Verbrauch von angstlösenden Beruhigungsmitteln nur von Portugal übertroffen. Laut einer Studie der Stiftung Atenea konsumieren spanische Frauen doppelt so oft Psychopharmaka wie spanische Männer. Die Autor\*innen weisen auch auf spezielle Gefahren hin.

Weil die Wartezeiten für Therapieplätze sehr lang sind, würden Hausärzt\*innen oft bereits beim ersten Termin starke Beruhigungsmittel verschreiben – vor allem an Frauen mittleren Alters. Deren Vorbildfunktion innerhalb der Familie sei ausschlaggebend dafür, dass auch junge Spanierinnen immer häufiger zu Beruhigungsmitteln greifen, und zwar als Selbstmedikation auf Empfehlung der Mutter. Viele Frauen würden Psychopharmaka als reine Schlafmittel missbrauchen und gerieten grundlos in eine Abhängigkeit.

Das Gesundheitsministerium kann darüber hinaus keine genaue Aussage über den Medikamentenkonsum von Frauen treffen. Klar ist: Die Regierung will den Ruf als „Pillenparadies“ so schnell wie möglich loswerden. Immerhin für Antibiotika sowie für die hohe Dosis Ibuprofen mit 600mg pro Tablette gilt inzwischen Rezeptpflicht. Die Erfahrung einer Apothekerin, die nicht namentlich genannt werden möchte, zeigt jedoch: Statt eine niedrigere Dosis eines Schmerzmittels einzunehmen, würden viele ihrer Kund\*innen nun einfach zwei Tabletten einwerfen und dadurch am Ende sogar mehr Medikamente konsumieren als vor der Rezeptpflicht.

Dass 400mg Ibuprofen meist genauso gut wirken, nur nicht so schnell, wüssten viele nicht. „Das ist ein kulturelles Problem“, meint sie.



FOTO: JORDAN BAUER

„Tabletten sind zu Hause immer verfügbar, vor allem Schmerzmittel werden ohne Bedenken eingenommen. Und die Eltern geben diesen Umgang an ihre Kinder weiter.“ Auf der Liste der zehn meistverkauften Medikamente in Spanien stehen fünf Schmerzmittel, ganz vorne Nolotil, das in manchen EU-Staaten auf Grund seiner möglichen Nebenwirkungen nicht einmal zugelassen ist.

Die Einnahme von Hormonen zur Verhütung ist in Spanien dagegen nicht so populär. Nur 17 Prozent der Spanierinnen verhüten mit der Antibabypille und diese Zahl sinkt seit Jahren immer weiter. Interessanterweise geben die Frauen einer repräsentativen Umfrage der spanischen Verhütungsgemeinschaft SEC zufolge als Grund vor allem an, dass sie die Nebenwirkungen fürchten. 30 Prozent der Frauen haben jedoch bereits mindestens einmal die „Pille danach“ genommen, die seit 2009 frei in Apotheken erhältlich ist.



### Von Anne Klesse, Hamburg

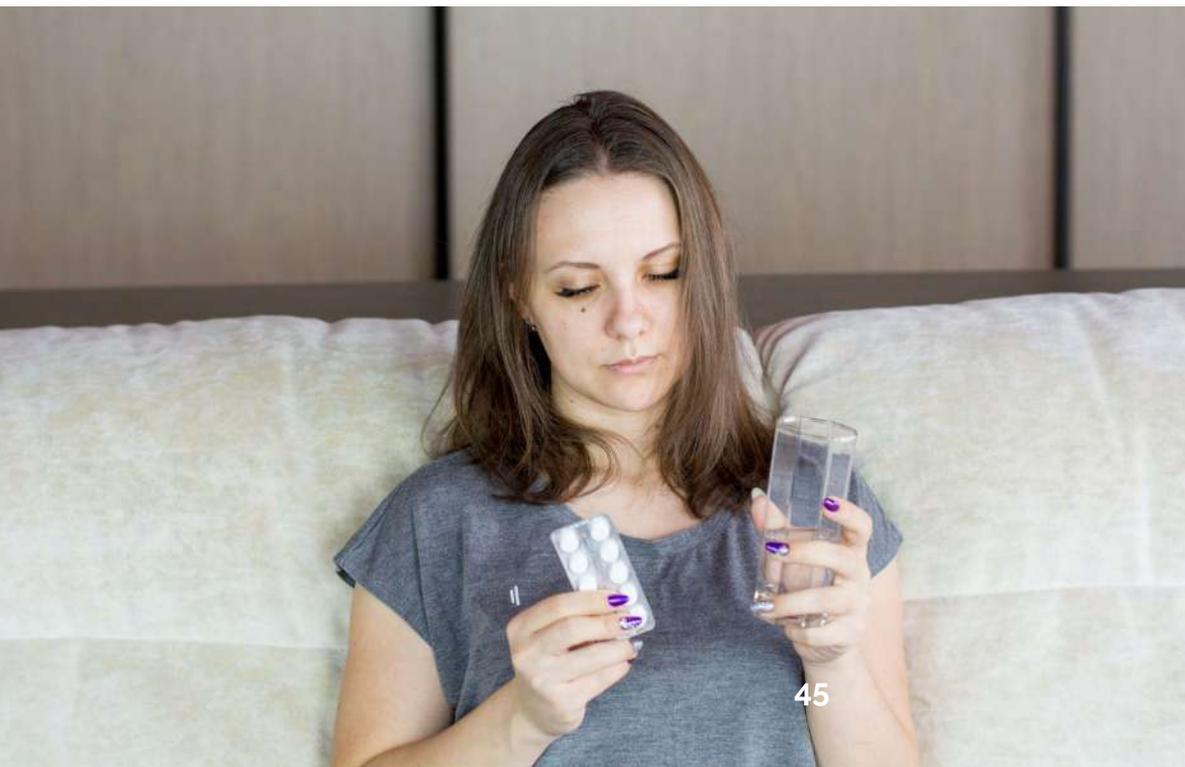
Frauen in Deutschland nehmen mehr Medikamente ein als Männer. Laut dem GKV-Spitzenverband, der Interessenvertretung der gesetzlichen Kranken- und Pflegekassen in Deutschland, werden ihnen im Schnitt 18 Prozent mehr sogenannte definierte Tagesdosen verordnet. Das liegt an mehreren Punkten: 56 Prozent der Frauen zwischen 18 und 29 Jahren, so eine Untersuchung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, verhüten mit der Anti-Baby-Pille. Das macht schon einen großen Teil aus.

Außerdem schlucken viele Frauen regelmäßig Schmerzmittel gegen Menstruationsbeschwerden. Laut der klinischen Pharmakologin Professor Petra Thürmann, Direktorin des Philipp Klee-Instituts für Klinische Pharmakologie am Helios Universitätsklinikum Wuppertal, ist der teils gewohnheitsmäßige Gebrauch von Ibuprofen, Paracetamol und Co. auch auf einen sozialen Effekt zurückzuführen: „In der Forschung nennen wir das Medikalisierung – Mädchen werden von ihren Müttern in der

Medikamenteneinnahme sozialisiert nach dem Motto: „Das hat mir immer geholfen, vielleicht hilft es dir auch.“

Ein weiterer Punkt für den höheren Medikamentenkonsum von Frauen hierzulande liegt laut der Expertin für Gendermedizin in dem ausgeprägteren Gesundheitsbewusstsein. Frauen bekommen nicht nur häufiger rezeptpflichtige Medikamente verschrieben, sie kaufen in den Apotheken auch – vermutlich nicht nur für sich selbst, sondern für die gesamte Familie – öfter frei verfügbare Mittel. Als vierten Punkt führt die Forschung an, dass bei Frauen deutlich häufiger die Diagnose Depression gestellt wird – oft in Verbindung mit einem chronischen Schmerzleiden wie Migräne oder Rückenbeschwerden. Gegen die Depression sowie gegen Schmerzen werden dann mehrere Medikamente auf einmal verschrieben.

In Deutschland ist die Gendermedizin eine vergleichsweise junge Wissenschaft. Dabei gibt es zum Beispiel in den USA bereits seit 1991 eine spezialisierte Zulassungsbehörde namens „Office on Women's Health“. Dort ist schon lange bekannt, dass manche



**EINER DER HÄUFIGSTEN  
GRÜNDE FÜR DEN ME-  
DIKAMENTENKONSUM:  
DEPRESSION  
FOTO: BERMIX STUDIO**



FOTO: MIKA BAUMEISTER

Krankheitsbilder wie beispielsweise Herzinfarkte bei Frauen andere Symptome zeigen und dass viele Medikamente bei ihnen anders wirken als bei Männern. Das liegt unter anderem am durchschnittlich geringeren Körpergewicht sowie an der unterschiedlichen Ausstattung der Leber und Nieren. Auch spielen Körperfettanteil, körpereigene Hormone und Botenstoffe eine Rolle. Außerdem leiden Frauen öfter an Nebenwirkungen.

Das Problem: Neue Medikamente werden vor allem an Männern getestet – unter anderem deshalb, weil sich mehr freiwillige männliche Testpersonen melden als weibliche. In der Folge nahmen Frauen in der Vergangenheit oft eine für sie nicht passende Dosierung der verschriebenen Medikamente ein. Dabei gab es bereits Bemühungen von Ärztinnen, unterschiedliche Wirkungsweisen im Arzneimittelgesetz zu vermerken. Auf europäischer Ebene wurde das bislang abgelehnt. In Deutschland müssen Antragsteller\*innen für klinische Studien mit Arzneimitteln immerhin angeben, ob beide Geschlechter berücksichtigt werden. „Das ist zwar ein Anfang, hat aber natürlich viel weniger Wirksamkeit als eine behördliche Vorgabe“, so Professor Thürmann.

Rund 25.000 Menschen jährlich, so Schätzungen des Deutschen Ärztinnenbundes (DÄB), sterben hierzulande an falsch oder überdosierten Arzneimitteln – erheblich mehr als bei Verkehrsunfällen. Gerade ältere Patient\*innen nehmen dem DÄB zufolge oft acht und mehr Medikamente täglich ein. Weil Frauen eine höhere Lebenserwartung als Männer haben, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sie stärker von Falsch- und Überdosierung betroffen sind.



### Von Mareike Graepel, Dublin

Mythen und Klischees bedienen die Irinnen in Sachen Medizin nicht: Weder an Elfen-Kräfte noch Druiden-Zaubertränke glauben die Frauen auf der Grünen Insel. In einem Land, in dem das Gesundheitssystem immer wieder von Skandalen heimgesucht wird, ist das Vertrauen in die Pharmabranche und die Apotheker\*innen vor Ort jedoch erstaunlich groß. Während Ärzt\*innen und Kliniken wegen Berichten über vermässelte Gebärmutterhalskrebs-Untersuchungen, überbeuerte Behandlungen, zu wenig Betten und Hepatitis-C-kontaminierte Blutkonserven oft kritisch gesehen werden, ist der Gang in die Apotheke für alle Ir\*innen selbstverständlich.

„Die meisten Menschen, die zu uns kommen, sind aber weiblich“, so Kathy Maher, Gemeindeapothekerin im County Meath nördlich von Dublin. „Die Kundinnen suchen in der Regel Beratung und Behandlung für sich selbst, aber oft auch für Familienmitglieder – für Kinder, Partner oder ältere Eltern.“ Eine von der „Irish Pharmacy Union“ in Auftrag gegebene und vom Marktforschungsinstitut „Behaviour and Attitudes“ durchgeführte repräsentative Umfrage zeigte im April 2019, dass 73 Prozent der Befragten dem „Rat und der Patientenversorgung, die sie in der Apotheke erhalten“ stark zustimmen.

Dennoch nehmen Irinnen offenbar mehr Präparate ein, als sie eigentlich bräuchten. Frauen in Irland gehören neben Rentnern und sozial schwachen Menschen zu den Patientengruppen, die deutlich mehr Medikamente verschrieben bekommen als notwendig, so eine gemeinsame Studie von University College Dublin, Trinity College und dem Royal College of Surgeons in Irland.

„Von den befragten Frauen nahmen 67 Prozent mindestens fünf Medikamente gleichzeitig ein, verglichen mit 60,8 Prozent der Männer“, heißt es in der Studie. Der Medikamentenkonsum sei auch abhängig vom Bildungsgrad: „Diejenigen mit dem niedrigsten Wirtschafts- und Bildungsniveau nahmen doppelt so häufig Mehrfachmedikamente ein wie diejenigen mit dem höchsten Wohlstand und Bildungsniveau.“

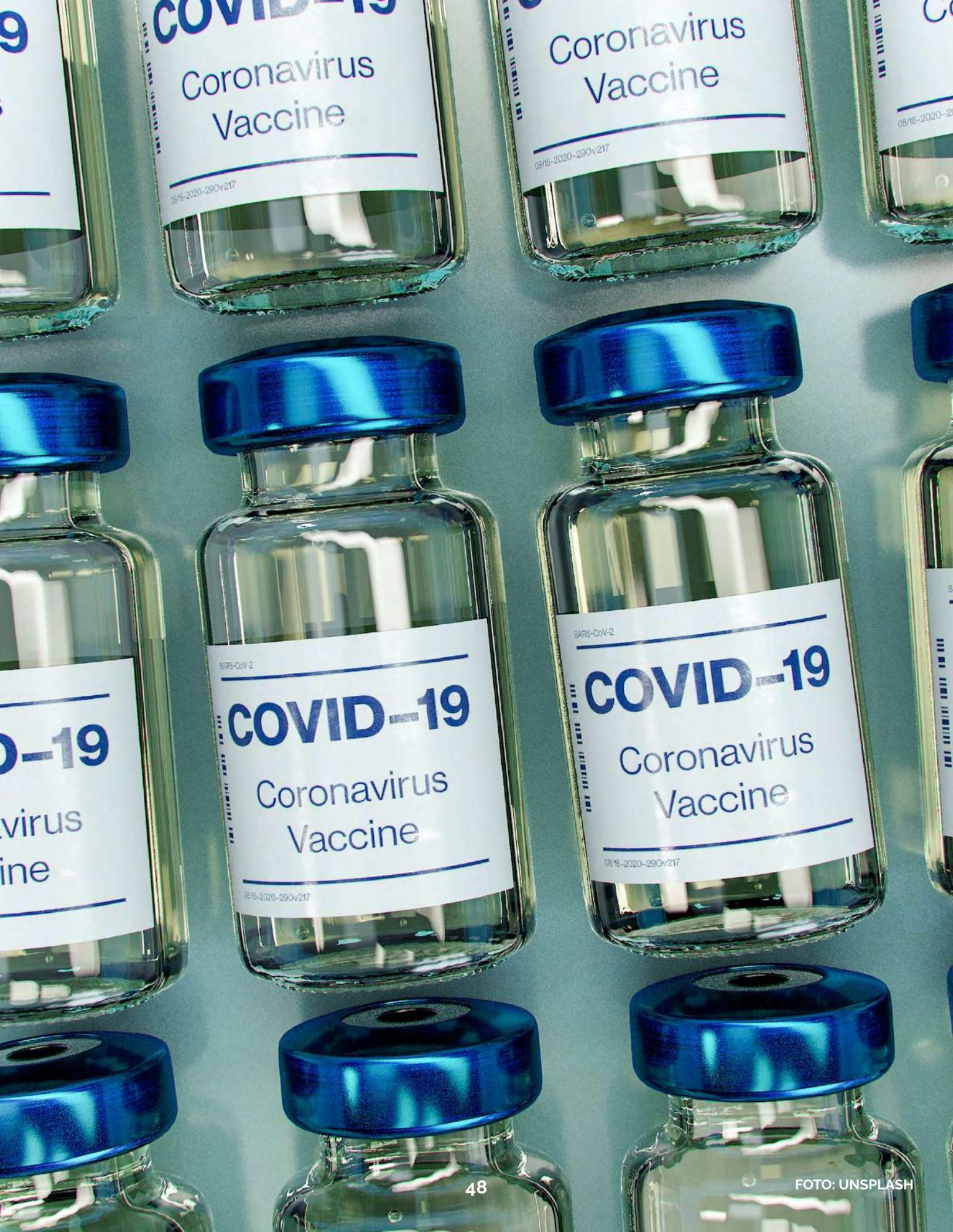
Die Tatsache, dass der Gender-Pay-Gap natürlich auch Frauen in Irland betrifft, macht die Ergebnisse einer vom Online-Gesundheitservice „Medbelle“ in Auftrag gegebene Umfrage besorgniserregend: Irische Patient\*innen zahlen demnach mehr als das Sechsfache des internationalen Durchschnitts für die gängigen, allgemein erhältlichen Präparate. Für Frauen, die in Irland einen höheren Medikamentenkonsum haben, eine große finanzielle Belastung. Irland liegt demnach bei den Arzneimittelkosten auf Platz 16 von 50 Ländern, wobei die Preise etwa 15 Prozent über dem internationalen Durchschnitt liegen. Deutschland liegt im Übrigen auf Platz zwei.

Laut Siobhán Kane von der „Irish Pharmacy Union“ gibt es keine spezifischen Zahlen, welche Präparate von Frauen häufiger gekauft werden als von Männern – weder für rezeptpflichtige noch rezeptfreie Medikamente liegen derzeit differenzierte Zahlen vor. In Apothekerkreisen heißt es,

„gefühl“ würden von Frauen – vor allem Müttern, Großmüttern oder Tagesmüttern – am häufigsten fiebersenkende Mittel für Kinder gekauft. Außerdem gibt es nicht selten bei Hausfrauen die Tendenz, vermehrt rezeptfreie Schlaftabletten zu konsumieren. Auf der anderen Seite beobachten die irischen Pharmazeut\*innen – ähnlich wie in den Niederlanden – einen Rückgang der Verschreibungszahlen von Antibiotika.



FOTO: MARKUS WINKLER



**COVID-19**  
Coronavirus  
Vaccine  
SARS-CoV-2  
08/15-2020-290v217

Coronavirus  
Vaccine  
SARS-CoV-2  
08/15-2020-290v217

**COVID-19**  
Coronavirus  
Vaccine  
SARS-CoV-2  
08/15-2020-290v217



# KEIN ENDE IN SICHT

## Frauen und Corona

7. April 2021

**Wie gehen Frauen in unterschiedlichen Ländern mit der Pandemie um? Und welche Auswirkungen hat das Corona-Virus auf ihr Leben und ihre Arbeit? Unsere Korrespondentinnen haben in Deutschland, den Niederlanden und Irland interessante Beispiele gefunden, die exemplarisch für die Situation vor Ort sind.**



**Anne Klesse, Hamburg**

Als am 27. Januar 2020 der erste COVID-19-Fall in Deutschland gemeldet wurde, war Pia Schindelhauer gerade mitten im Praktikum. Die Friseurmeisterin hatte nach ihrem Bachelorabschluss in Kommunikations- und Multimediamanagement eine Stelle bei einem großen Kosmetikunternehmen in Düsseldorf ergattert. Ende Februar endete das Praktikum, Anfang April wollte die 30-Jährige ihren neuen Job bei einem Startup in Berlin antreten – doch dazu kam es nicht.

Im März 2020 beschlossen Bund und Länder den ersten Lockdown, viele Geschäfte mussten geschlossen bleiben. „Meine neuen Arbeitgeber aus Singapur konnten nicht einreisen, plötzlich lag alles auf Eis“, erinnert

sich Schindelhauer. Also verharrte sie in ihrer Heimatstadt Castrop-Rauxel. „Im September konnte es dann endlich losgehen – innerhalb von zwei Wochen musste ich mir ein WG-Zimmer suchen. Das war alles ganz schön aufregend.“

Die erste Zeit in Berlin sei schlimm gewesen. „Man konnte nichts unternehmen, die Freizeitmöglichkeiten waren extrem eingeschränkt.“ Zum Glück verstand sie sich gut mit ihrer neuen Mitbewohnerin. Doch die optimistische Aufbruchstimmung hielt nur kurz. Schindelhauers Vater, der kurz zuvor die Diagnose Parkinson erhalten hatte, infizierte sich mit dem Corona-Virus und musste im November ins Krankenhaus. Schindelhauer fuhr sofort nach Hause, um bei ihm und ihren Geschwistern zu sein. Ihr Vater, gerade mal 67 Jahre alt, starb zweieinhalb Wochen später.

Er ist einer von mehr als 73.000 Menschen, die laut Robert-Koch-Institut in Deutschland in Zusammenhang mit COVID-19 gestorben sind. Mehr als 2,5 Millionen Menschen sind bislang erkrankt, Frauen infizierten sich häufiger (53 Prozent) als Männer (47 Prozent), unter den Toten sind allerdings etwas mehr Männer. Zum Ende ihrer Probezeit im Februar 2021 erhielt Pia Schindelhauer zu allem Übel die



PIA SCHINDELHAUER  
FOTO: PRIVAT

Kündigung. Seither ist sie auf Jobsuche – die sich in Pandemiezeiten ebenfalls schwierig gestaltet.

### **Bewerbungsgespräche über Video**

„Aktuell sind nicht viele Stellen im Beautymarketing oder Produktmanagement ausgeschrieben, wenn überhaupt finden Bewerbungsgespräche über Video statt – alles nicht optimal.“ Das vergangene Jahr hat sie viel Kraft gekostet. „Es war eine sehr schwierige Zeit, sehr nervenaufreibend und traurig. Jetzt will ich einfach nur noch ankommen.“ Und dabei könnte ein Job helfen. Obwohl sie Berlin noch gar nicht richtig habe kennenlernen können, möchte sie bleiben. „Ich habe so viel aufgegeben, um herkommen zu können. Das muss für etwas gut sein“, sagt sie.

Felicitas Ernst lebt schon länger in Berlin. Die 41-Jährige und ihr Mann haben eine siebenjährige Tochter und erwarteten im

vergangenen Jahr ihr zweites Kind. Geburt und Elternzeit gestalteten sich durch die Pandemiemaßnahmen einigermaßen ungewöhnlich. „Als wir uns im September 2020 zur Entbindung im Krankenhaus angemeldet haben, hieß es noch, dass Väter mit Mund-Nasen-Schutz im Kreißsaal dabei sein dürfen“, so Ernst. Sie habe gezittert und gehofft, dass diese Regel auch zum Zeitpunkt der Geburt noch gilt.

### **„Lockdown light“ brachte weitere Einschränkungen**

Anfang November folgten in Deutschland Maßnahmen, die als „Lockdown light“ bezeichnet wurden, Mitte Dezember dann der zweite Lockdown. „Als unsere Tochter im Dezember zur Welt kam, war mein Mann dabei. Aber er durfte mich und die Kleine anschließend nur eine Stunde am Tag besuchen. Da ich in einem Zweibettzimmer mit einer anderen Frau lag, ging auch das nur mit Maske.“

Während sie in der ersten Elternzeit viele Spaziergänge mit Kinderwagen unternahm, sich mit Freundinnen in Cafés traf und die erste Zeit mit ihrem Baby oft in Gesellschaft genoss, ist Ernst in ihrer zweiten Elternzeit isoliert. „Meine ersten Spaziergänge mit ihr habe ich in einem engen Radius um unsere Wohnung herum gemacht, weil ich nirgendwo hätte stillen können – im Freien war es viel zu kalt. Cafés und Restaurants waren alle geschlossen. Wickeln im Kinderwagen wäre ebenfalls ein Problem gewesen.“ Dabei hatte sie sich vorgestellt, einen Baby-Schwimmkurs zu machen und in der Rückbildung andere Mütter kennenzulernen. „Rückbildung habe ich dann über einen Onlinekurs gemacht, der Schwimmkurs fiel ganz aus.“

Trotz aller Entbehrungen und den Belastungen – etwa durch Homeschooling – sei ihr bewusst, dass ihre Familie es gut habe: „Wir haben beide sichere Jobs. Durch Corona muss mein Mann nicht so viel reisen wie vorher, als er meist drei Tage in der Woche unterwegs war. Das ist natürlich schön, denn so können wir uns als Familie in der neuen Konstellation in Ruhe kennenlernen und er hat von unserer zweiten Tochter viel mehr mitbekommen.“ Es sei also alles irgendwie anders als erwartet, aber die vierköpfige Familie macht das Beste daraus.



**Von Sarah Tekath,  
Amsterdam**

Im März 2020 bricht in Tirol Corona aus. Suzanne Meier Mattern macht zu der Zeit Skiurlaub in St. Anton – und infiziert sich: „Dabei haben wir vorher noch im Hotel angerufen, ob es dort sicher ist.“ Ihr sei gesagt worden, dass es im Ort noch keine Fälle gebe. Doch es kam anders. „Ich hatte enorme Kopfschmerzen, Schwindel, Druck auf der Brust und Fieber“, erinnert sie sich an ihren letzten Tag im Skiort. „Aber ich dachte, es wäre



FELICITAS ERNST MIT IHREM KIND  
FOTO: PRIVAT



SUZANNE MEIER BEIM SKIFAHREN  
FOTO: PRIVAT

nur eine Grippe.“ Zurück in Amsterdam geht sie entsprechend der Regierungsempfehlungen trotzdem in Quarantäne.

Nach drei Tagen mit konstantem Fieber von mehr als 40 Grad wird sie ins Krankenhaus eingewiesen. Ab März 2020 steigt die tägliche landesweite Aufnahme von Patient\*innen mit Corona-Symptomen in Krankenhäusern kontinuierlich an. Bis Ende des Monats werden knapp 12.600 Personen in den Niederlanden positiv getestet. Viele von ihnen überleben nicht. In der letzten Märzwoche 2020 kommt es zum bisherigen Höchststand mit mehr als 5.000 Sterbefällen innerhalb einer Woche. Ein Jahr später wird die Zahl der Infizierten auf mehr als eine Million angestiegen sein, knapp 17.000 Menschen sind an dem Virus verstorben.

Auch Suzanne Meier Mattern steht damals zwischen Leben und Tod. Sie kann nicht mehr selbständig atmen und braucht Sauerstoff. „Ich musste Formulare ausfüllen, ob ich reanimiert werden möchte. Das war heftig, ganz allein, umgeben von Personal mit Schutzanzügen.“ Sie habe sich dafür entschieden.

Nach drei Tagen wird sie entlassen, ist aber noch lange nicht genesen. „Ich war ständig müde und sehr schwach. Die ersten zwei Wochen danach konnte ich gar nicht laufen. Es fühlte sich an, als wäre ich zehn Marathons gelaufen.“ Eine Treppe sei ein schier unüberwindbares Hindernis gewesen, nach wenigen Stufen habe sie Pause machen müssen. Außerdem seien ihr alle Haare ausgefallen, weil der Sauerstoffmangel zum Absterben der Haarwurzeln geführt habe.

Erst im September sei ihr Zustand besser geworden, sieben Monaten nach der Erkrankung arbeitet sie wieder. Trotzdem zeigen sich schon heute Langzeiteffekte. „Selbst ein Jahr danach fällt es mir manchmal noch schwer, einen Wasserhahn aufzudrehen, den jemand zu fest

zugemacht hat“, sagt sie. Sie geht deswegen einmalwöchentlich zur Physiotherapie. Und sie hat sich mit 300 anderen Niederländer\*innen einer Sammelklage gegen die Tiroler Landesregierung angeschlossen, mit der die Kläger\*innen Schmerzensgeld und den Ersatz von Verdienstaufschlägen erreichen wollen.

## Vom Umbau in den Lockdown

Im März 2020, als Suzanne Meier Mattern in Österreich ist, bereitet sich Marianne van der Wildt in Amsterdam darauf vor, ihre Bar nach einem großen Umbau wiederzueröffnen. Die 40-Jährige hat Anfang 2019 die „Bar Buka“ eröffnet, mit dem Slogan: „Where Girls Meet“. Der Großteil der Gäste sei lesbisch. Eigentlich sei es nie ihr Traum gewesen, selbst einmal eine eigene Bar zu besitzen. Doch sie habe festgestellt, dass es in Amsterdam, trotz zahlreicher Schwulenbars und Clubs kaum etwas für lesbische Frauen gäbe.

„Buka bedeutet offen auf Indonesisch. Hier soll ein Ort sein, an dem alle willkommen sind“, sagt sie. Ende 2019 investiert sie in einen Umbau. Doch genau zur Fertigstellung beginnt der Lockdown. Ihr Lokal bleibt geschlossen, von Juni bis Oktober darf sie draußen mit einer Spezialgenehmigung einige Tische mit Abstand aufstellen. „Das war meine Rettung“, sagt sie.

Trotzdem ist die Lage schwierig. „Ich bekomme alle drei Monate 4.400 Euro vom Staat als Corona-Hilfe“, erklärt sie. Die Summe wird auf Basis des Umsatzes von 2019 gerechnet, wo „Bar Buka“ aber erst anlief und dann umgebaut wurde. „Das Geld ist eine Hilfe, deckt aber nicht meine monatlichen Kosten von 6.000 Euro, denn ich muss die Lokalmiete bezahlen, Versicherungen, Wasser, Strom und den Kredit für den Umbau.“ Zudem erhält sie als Selbständige monatlich gut 1.000 Euro, um ihre private Miete und Lebenshaltungskosten zu bezahlen.



MARIANNE VAN DER WILDT IN IHRER BAR  
FOTO: SARAH TEKATH

## Frauen unterstützen einander

Dass „Bar Buka“ die Krise überleben wird, davon ist van der Wildt überzeugt. „Hier steckt viel von meinem Ersparten drin. Auch Freunde und Familie haben angeboten, im Ernstfall finanziell auszuhelfen.“ Sie hat kreative Ideen, um Geld einzunehmen. Sie verkauft Merchandise-Produkte und Wertmarken, die später eingelöst werden können. „Viele spenden aber auch“, sagt sie. „Das sind sowohl Stammgäste als auch Frauen, die nur ein paar Mal hier waren. Das hat mich sehr gerührt, denn hier zeigen sich die Kraft und der Zusammenhalt unserer Community.“ Die Pandemie hat gezeigt: „Bar Buka“ ist eine Bar von Frauen für Frauen – und die unterstützen sich jetzt gegenseitig.



## Von Mareike Graepel, Dublin

Eine Untersuchung des Nationalen Wirtschafts- und Sozialrates hat gezeigt, dass sich Frauen in Irland häufiger mit COVID-19 infiziert haben als Männer. Gleichzeitig empfanden es viele als vorteilhaft, mehr Zeit mit der Familie zu verbringen. Auch Erika Sexton fühlt sich zu Hause am wohlsten. „Ich bin in den ersten sechs Wochen während des ersten Lockdowns gar nicht vor die Tür gegangen“, erinnert sich die 62-Jährige. Die Frührentnerin lebt in Cloonkirgeen, im Südwesten von Irland. Ihr Haus steht auf einem Hügel, der Blick ins Tal ist idyllisch – wie auf einer Postkarte liegt die Landschaft da, ein See, sanfte Wiesen, eine Burgruine.

Die Welt da draußen macht Erika Sexton trotzdem Sorge. „Ich bin weder hypochondrisch veranlagt noch überpingelig“, erklärt die Deutsche, die seit den 1980er Jahren in Irland lebt. „Doch im Zuge der Pandemie hatte ich Panikattacken, konnte nicht mehr zum Einkaufen fahren. Ich treffe kaum noch Menschen.“ Mittlerweile – Irland erlebt einen erneuten, strengen Lockdown, unveränderte Fallzahlen, täglich Tote – hat Erika Sexton die Maskennutzung und stetiges Desinfizieren von Händen und Einkaufswagen „perfektioniert“ und traut sich mehr.

Fast ein Drittel der Frauen seien extrem besorgt um die Gesundheit eines Mitmenschen, so das Zentrale Büro für Statistik in Dublin. Einer der Gründe, warum Erika Sexton umsichtiger ist als je gedacht, liefert eine plausible Erklärung für besondere Vorsicht: Ihre Tochter Tina, die mit Mann und Kind in den USA lebt, hat Brustkrebs im fortgeschrittenen Stadium. „Ich bin hingereist, um ihr zu helfen, als sie viele Behandlungstermine hatte, natürlich mit Schutzmaßnahmen und einem Brief vom Onkologen in der Tasche.“ Wann sie ihre Tochter wiedersehen kann, ist ungewiss.

### **Online-Haarentfernung funktioniert eben nicht**

In den Salons von Marjorie Cusack hat seit Monaten niemand einer Kundin oder einem Kunden auch nur eine Hand gegeben – die drei „Wax in the City“-Filialen in Dublin sind zu, ein Online-Service oder Hausbesuche nicht praktikabel oder erlaubt. Die 41-jährige Geschäftsfrau war auf einem guten Weg – doch dann kam der erste Lockdown. Einige Monate später hieß es dann Aufatmen und es machte sich Hoffnung auf Normalität breit. „Wir haben in den Salons alle Regeln eingehalten.“ Zum Konzept der Haarentfernungstudios gehört normalerweise, dass jede\*r ohne Termin hereinspazieren kann – „Das war natürlich unmöglich.“



ERIKA SEXTON BEIM EINKAUF  
FOTO: MAREIKE GRAEPEL

Luftreinigungsgeräte, Handschuhe, Masken – alles, um der Kundschaft Sicherheit zu geben. Die neue Filiale hat Marjorie Cusack im August eröffnet – und nach acht Wochen wieder schließen müssen. „Ich habe 20 Angestellte und weiß nicht, ob die wiederkommen können.“ Manche schulten um, andere hätten Dublin verlassen. Online-Waxing funktioniert eben nicht. „Irische Frauen geben gern Geld für Schönheitsbehandlungen aus – aber sie gewöhnen sich auch an dessen Verzicht.“

Marjorie Cusack hat Glück im Unglück: Die Verpächter\*innen der Ladenlokale sind verständnisvoll, wollen sie nicht als Mieterin verlieren. Und sie hat Rücklagen geschaffen – das Eröffnen von Salons in einer Wirtschaftskrise hat sie das gelehrt. „Die Hilfen des Landes in der Corona-Krise sind minimal, das Geld reicht nicht.“ Die Dublinerin hat keine Kinder, sagt: „Das Business ist mein Baby.“

Den Kund\*innen Zuversicht zu vermitteln, obwohl sie ahnt, dass bis zu einem Viertel ihres Umsatzes nicht wiederkommen wird, falle ihr schwer. „Ich will nicht schließen, öffnen, wieder schließen. Ich bin müde, meine mentale Verfassung leidet immer mehr.“ Sie will positiv in die Zukunft schauen. Aber: Es ist nicht leicht.



# WIE SICH DER KLIMAWANDEL AUF FRAUEN AUSWIRKT

Von Ungleichheiten und Risiken

29. Dezember 2021



**Der peruanische Regenwald am Amazonas gilt vielen als Inbegriff unberührter Natur. Aber das Leben der Menschen in dieser scheinbar paradiesischen Region ist von Klimawandel, Abholzung und Krankheiten bedroht. In den indigenen Gemeinschaften haben sich die Lebensbedingungen vor allem für Frauen drastisch verschlechtert. Außerdem werfen wir einen Blick nach Deutschland und Italien.**



### Von Eva Tempelmann, Lima

Als die peruanische Fotografin Leslie Searles das erste Mal in den Amazonas-Regenwald fuhr, war ihr nicht klar, wie eng die Menschen dort mit der Natur verbunden sind. Eine junge Frau erzählte ihr bei Recherchen: Wenn sie eine Yuccawurzel aus der Erde ihres Feldes ziehe, fühle sich das an, als ob sie der Erde das Herz aus ihren Eingeweiden reiße.

In den Dörfern bitten die Menschen den Wald und den Fluss um Erlaubnis, bevor sie darin jagen. „In den Städten hingegen haben wir uns den Wald, das Wasser und die Lebewesen darin längst untertan gemacht“, sagt Searles. Die Fotografin arbeitet regelmäßig mit der Nachrichtenagentur „Ojo Público“ zusammen, die sich auf investigative Recherchen zu Menschenrechts- und Umweltthemen spezialisiert hat.

Die junge Frau, die Searles damals interviewte, gehört zur ethnischen Gruppe der Awajún. Es gibt fast 1.700 indigene Gemeinschaften im peruanischen Amazonasgebiet – darunter die Awajún, Shipibo und Ashaninka. Sie alle verbindet die dramatische Veränderung der Rolle der Frauen im Regenwald, verursacht durch Klimawandel und Zerstörung ihres Lebensraumes. Konkret heißt das, dass die veränderten klimatischen Bedingungen der vergangenen Jahre die Ernten immer geringer ausfallen lassen.

Abholzung, Brandrodung und die Ausbreitung des illegalen Bergbaus verwüsten das empfindliche Ökosystem im Amazonasgebiet. Zwischen 2001 und 2018 wurden in Peru fast 25.000 Quadratkilometer Regenwald zerstört – das entspricht ungefähr der Fläche von Mecklenburg-Vorpommern. Die Erdgas- und Erdölförderprojekte im peruanischen Amazonasgebiet befinden sich zu 80 Prozent in indigenen Territorien. Immer wieder treten Lecks in den Pipelines auf – laut der Nationalen Menschenrechtskoordination in Peru knapp 500 in den vergangenen 20 Jahren – und zerstören wichtige Lebensgrundlagen. Der Staat kümmert sich bisher kaum um die entlegenen Regionen.

### Frauen bleiben in den Dörfern zurück

Weil die Männer im Wald nicht mehr jagen können, suchen sie sich Jobs bei den Goldminen der Region oder ziehen in die großen Städte, um dort zu arbeiten. Die Frauen bleiben in den Dörfern zurück und kümmern sich um die Familie. Aber die Arbeit auf dem Feld bringt ihnen heute kein Auskommen mehr. Statt weiterhin Feldfrüchte wie Maniok



**DAS LEBEN DER INDIGENEN  
FRAUEN IM PERUANISCHEN  
URLAUB IST NICHT EINFACH  
FOTO: LESLIE SEARLES**

anzubauen, gehen die Frauen nun im Laden einkaufen. „Der Wechsel von einer fast geldlosen Ökonomie zu einer vollständigen Abhängigkeit vom Lohn des Mannes verändert das gesamte Leben in den indigenen Dorfgemeinschaften“, sagt die Soziologin Cynthia del Castillo.

„In fast allen Gebieten, wo sich die Rohstoffindustrie niederlässt, verlieren die Frauen ihre traditionelle Rolle als Entscheidungsträgerin der Familie und der Gemeinschaft“, bestätigt der Anthropologe José Guillermo Guevara. Durch die Migration der Männer haben sich Krankheiten wie HIV, die durch Geschlechtsverkehr übertragen werden, in den vergangenen Jahren im Amazonasgebiet versechsfacht.

Dieser Gesundheitsnotstand wird durch die wachsende Zahl von Selbstmorden, vor allem junger Frauen, und den Mangel an Medikamenten noch verschärft. Alkoholismus und familiäre Gewalt haben zugenommen. Peru ist ohnehin eines der Länder mit der höchsten Gewaltrate an Frauen weltweit. Laut der staatlichen Ombudsstelle wird jeden zweiten Tag eine Frau von ihrem Partner oder Ex-Partner getötet. „Indigene Frauen im Regenwald sind im Grunde doppelt marginalisiert“, sagt Fotografin Leslie Searles, „sie sind unsichtbar als Indigene und unsichtbar als Frau.“



**Von Anne Klesse, Hamburg**

Für Juliane Chakrabarti ist die Klimakrise auch eine Krise des sozialen Miteinanders. Denn immer, wenn auf reichweitenstarken Nachrichtenseiten in Deutschland Artikel rund um das Thema menschengemachter Klimawandel erscheinen, wissen die 70-Jährige und ihre Mitstreiter\*innen: Es wird eine Welle des Hasses folgen. Leser\*innen posten Kommentare, beschimpfen die Autor\*innen und sich gegenseitig – vor allem auf Social Media. Denn dort gibt es je nach Kanal manchmal überhaupt keine Moderation.

Diplom-Pädagogin Chakrabarti will der sogenannten Hate Speech im Netz etwas entgegensetzen und engagiert sich deshalb beim Hamburger Verein „ichbinhier“. Die Initiative startete Ende 2016 als geschlossene Facebook-Gruppe, seit 2017 führt Chakrabarti den Verein gemeinsam mit Gründer Hannes Ley und Mira Loeblein. Der Impuls kam damals

“

LESLIE SEARLES

INDIGENE FRAUEN IM  
REGENWALD SIND IM  
GRUNDE DOPPELT  
MARGINALISIERT. SIE  
SIND UNSICHTBAR  
ALS INDIGENE UND  
UNSICHTBAR ALS  
FRAU.

”

aus Schweden, wo Ley eine ähnliche Gruppe gesehen und die Idee nach Deutschland mitgebracht hatte. Für seine Arbeit wurde der Verein 2017 mit dem renommierten „Grimme Online Award“ ausgezeichnet, Ley erhielt 2018 stellvertretend das Bundesverdienstkreuz.

Themen, die Hater\*innen zu reizen scheinen, sind neben Klima insbesondere Flucht, Feminismus und Extremismus. Manchmal folgen auf einen Artikel tagelange Shitstorms gegen die Autor\*innen oder einzelne Protagonist\*innen der Geschichten. Um dagegenzuhalten und für einen respektvollen Umgang im Netz zu werben, mischen sich Chakrabarti und die mittlerweile 44.000 aktiven deutschsprachigen Mitglieder des Netzwerks mit dem Hashtag #ichbinhier in die Diskussionen ein.

Bemerkenswert ist, dass insbesondere Frauen attackiert werden. Der Forschungsbericht des „Instituts für Demokratie und Zivilgesellschaft“ von 2019 sagt aus, dass Frauen in 88 Prozent der Fälle Ziel des Hasses sind. In der Studie berichten Betroffene von den Auswirkungen: Ein Drittel der Befragten bekam durch die persönlichen Angriffe im Netz emotionalen Stress, 27 Prozent Angst und Unruhe, 19 Prozent sogar Depressionen. Etwa die Hälfte aller Studienteilnehmer\*innen gab außerdem an, sich als Reaktion auf Hasskommentare seltener zu ihrer politischen Meinung zu bekennen und sich seltener an Diskussionen im Netz zu beteiligen.

### „HateAid“ hilft bei Hass im Netz

Der Verein „HateAid“ hat deshalb eine Petition an die EU gegen digitale Gewalt gegen Frauen gestartet. Darin heißt es: „Millionen von Frauen und Mädchen ziehen sich aus den sozialen Medien zurück, weil sie keine Möglichkeit mehr haben, sich zu schützen. Das muss jetzt aufhören.“ Mehr als 11.000 Personen haben bislang unterzeichnet. Laut „HateAid“

unterscheiden sich die Gewalterfahrungen, die Frauen im Netz machen, stark von denen heterosexueller weißer Männer.

Im Text zur Petition steht auf der Website des Vereins: „Häufig ist die Gewalt, die sich online gegen Frauen richtet, sexualisiert und frauenfeindlich. Das bedeutet, Täter\*innen greifen Frauen einzig und allein aufgrund ihres Geschlechts an. Der Inhalt, den Frauen in diesen Fällen zuvor verbreiteten, posteten oder liketen, ist häufig nebensächlich.“ Auch Chakrabarti und ihre Kolleg\*innen werden regelmäßig im Netz beschimpft, beleidigt und sogar in privaten Nachrichten bedroht. Angst habe sie dennoch nicht.

„Früher habe ich gegen Atomkraftwerke demonstriert. Im Netz kann ich mich nun für Themen einsetzen, die mir wichtig sind, ohne mich vor Wasserwerfer auf die Straße setzen zu müssen.“ Die Aktivistin will sich nicht einfach so zufriedengeben, denn die systematische Verdrängung von Frauen sei eines der Hauptziele der zumeist männlichen Hater. Dabei mussten die Hater\*innen selbst bislang kaum Konsequenzen befürchten. Nur in wenigen Bundesländern gibt es staatliche Meldestellen im Kampf gegen Hasskriminalität im Internet.



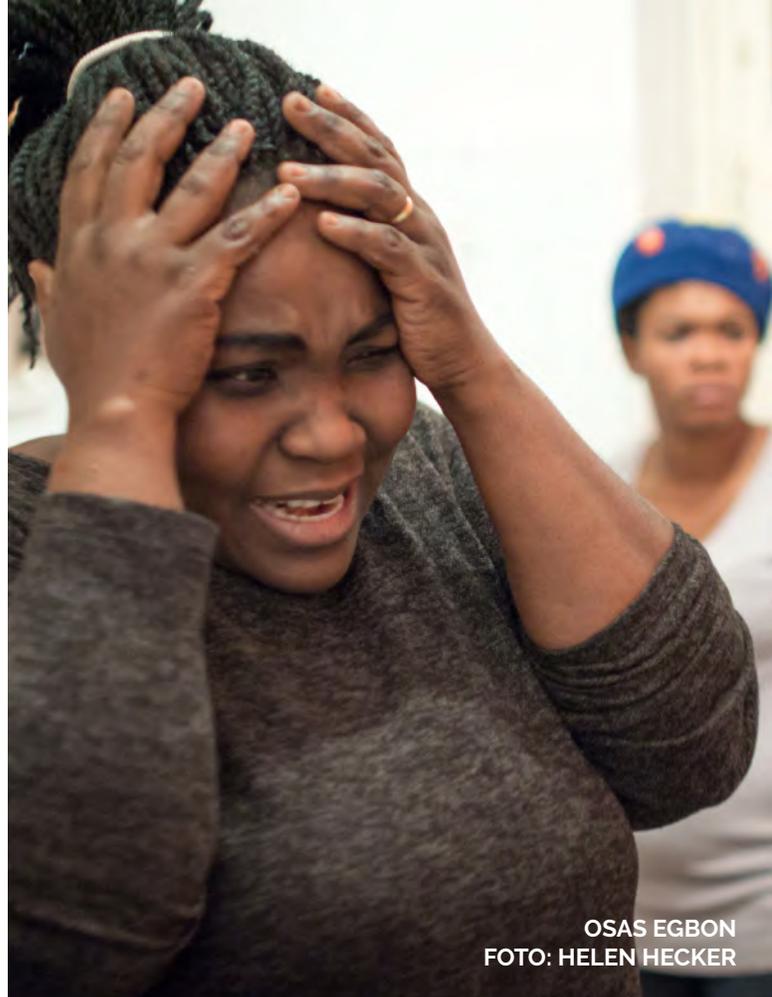
Bei der in Baden-Württemberg ansässigen Meldestelle „respect!“ werden bundesweit Hinweise geprüft, gegebenenfalls an die Plattformbetreiber\*innen weitergegeben und zur strafrechtlichen Verfolgung angezeigt. Ostern 2021 trat in Deutschland ein Gesetzespaket in Kraft, nach dem für Beleidigungen im Netz nun bis zu zwei Jahre Haft drohen. Der Strafrahmen bei Mord- und Vergewaltigungsdrohungen im Netz wurde auf bis zu drei Jahre Freiheitsstrafe angehoben. Inwiefern es allerdings tatsächlich zu Verurteilungen kommen wird, ist fraglich.

Expert\*innen wie Chakrabarti sind skeptisch. Also kämpft sie vorerst weiter mit Worten. Denn oft gehe es den Hater\*innen darum, Narrative zu etablieren und die Diskussionen zu bestimmen – etwa, den menschengemachten Klimawandel zu leugnen. „Aber was wir einmal an Raum aufgeben, das ist weg“, meint Chakrabarti. Ihre Arbeit ist ein Tropfen auf den heißen Stein, das ist ihr klar. Aber für Betroffene sei es wichtig zu sehen, dass sie nicht allein sind.



### Von Helen Hecker, Palermo

Osas Egbon gründete mit anderen nigerianischen Frauen vom „Verein Donne di Benin City“ vor sechs Jahren in Palermo eine Anlaufstelle für Opfer von Prostitution. Sie selbst kam vor etwa 20 Jahren aus Nigeria nach Italien und arbeitete jahrelang als Prostituierte auf dem Straßenstrich, bis eine italienische Sozialarbeiterin ihr einen Job verschaffte. Heute will sie anderen Frauen und Mädchen helfen, von der Straße wegzukommen. Wie keine andere kennt sie das schmutzige Geschäft, das jährlich Tausende junge Afrikanerinnen an ein kriminelles Netzwerk fesselt.



OSAS EGBON  
FOTO: HELEN HECKER

Immer öfter landen vor allem Mädchen aus den ländlichen Regionen Nigerias bei ihr, die aufgrund von Hunger und bitterer Armut von ihren Verwandten zur Prostitution animiert und gar an die Schlepper, sogenannte „Connection-Männer“, verkauft werden. „Der Süden Nigerias ist bitterarm. Es gibt dort weder Industrie noch Universitäten. Das einzige Kapital vieler Familien sind die wunderschönen Mädchen“, sagt die 37-Jährige.

Eines dieser Mädchen ist Miriam. Seit vier Jahren lebt die 21-Jährige in Siziliens Hauptstadt, vor zwei Jahren ist sie dank Egbons Hilfe in ein Zeugenschutzprogramm aufgenommen worden, weil sie gegen ihre Peiniger\*innen aussagte. Als Miriam aus Nigeria wegging war sie – wie viele andere – erst 15 Jahre alt. „Ich habe meine Heimat verlassen, weil wir kein Essen mehr hatten“, erzählt sie schüchtern.

Lange Dürreperioden und unerwartete Regenfälle hatten die Lebensbedingungen in ihrem Heimatdorf verschlechtert. Viele Flüsse seien ausgetrocknet. „Um Wasser und Nahrung zu beschaffen, legten wir oftmals Dutzende von Kilometern zurück“, erinnert sie sich. Das Risiko für Übergriffe ist dabei vor allem für Frauen hoch. Nicht selten würden sie Kaufleute, von denen die Mädchen Essen abkaufen wollen, erpressen: Sex für Nahrung, eine Spirale der Gewalt.

### **Menschenhandel durch Klimawandel**

Auch eine im Jahr 2020 veröffentlichte Studie von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) legt dar, dass klimatische Extremereignisse, lange Dürreperioden, Ernteausschläge und der Mangel an Saatgut einen direkten Einfluss auf die Lebenssicherheit vieler Frauen haben. So gebe es beispielsweise im Norden Ugandas Regionen, in denen es seit Jahren

nicht regne und wo insbesondere Mädchen nicht mehr zur Schule gehen würden, damit sie sich tagelange auf Reisen begeben, um so die Versorgung der Familie zu sichern. Ebendiese verarmten Familien würden ihre Töchter und Geschwister dann an Menschenhändler verkaufen oder sie in einer Art Tauschgeschäft zur Ehe freigeben.

Miriams Reise nach Europa dauerte neun Monate. Von ihrem Heimatdorf ging es zunächst nach Benin City, dem größten Umschlagplatz für den Menschenhandel. Dort begegnete sie zum ersten Mal ihrem „Connection Man“, der sie auf Geheiß ihrer „Madam“ mit anderen Flüchtlingen nach Europa schleusen sollte. In Libyen sperrte der Mann Miriam und zwei andere Mädchen über Wochen ein, weil die „Madam“ kein Geld geschickt hatte. Sie sollten 250.000 Naira (umgerechnet rund 500 Euro) zahlen, um sich freizukaufen.



**STRASSENSTRICH IN PALERMO: HIER ENDET DIE REISE FÜR VIELE DER PROSTITUTIONSOPFER  
FOTO: HELEN HECKER**

„Madam“ oder „Maman“ nennen die Mädchen jene Frauen, die das Geld für ihre Reise nach Europa zahlen und sie anschließend zur Prostitution zwingen. Oftmals sind diese Frauen selbst ehemalige Prostituierte. Ein Schnellballsystem, das schwer zu durchbrechen ist. Allein 2020 wurden laut der Organisation „Save The Children“ von den italienischen Behörden 2.040 Migrantinnen registriert, die in der Prostitution endeten. Rund 72 Prozent von ihnen stammten aus Nigeria.

### Frauen in nachhaltige Lösungen einbeziehen

Eine Nigerianerin, die sich seit Jahren für mehr Umweltbewusstsein und die Frauen in den ländlichen Regionen ihrer Heimat einsetzt, ist die Aktivistin Priscilla Achakpa. Mit 16 Jahren heiratete sie, bekam drei Kinder und wurde kurze Zeit später jung Witwe. Von der Familie ihres Mannes enterbt und auf sich allein gestellt, kehrte sie auf die Schulbank zurück, studierte Betriebswirtschaftslehre und Entwicklungspolitik und gründete das „Women Environmental Program“ (WEP), eine gemeinnützige Organisation, die Frauen und Kindern nachhaltige Lösungen für alltägliche Probleme bietet.

2020 wurde sie von der Deutschen Welle und dem nigerianischen Fernsehsender Channels Televisions als „Eco Hero“ ausgezeichnet. In einem Statement zur Preisverleihung machte sie klar, dass Klimaveränderungen zur Ungleichheit zwischen den Geschlechtern beitragen und es deswegen „wichtig ist, Frauen in die Strategien zur Bekämpfung des Klimawandels einzubeziehen.“

Um dies in Zukunft langfristig zu realisieren, arbeitet die Organisation mit Bäuerinnen vor Ort zusammen und errichtete beispielsweise vergangenes Jahr Solarzelte für die Trocknung von verderblichem Gemüse wie Tomaten

und Paprika. Das Ergebnis sei erstaunlich gewesen. Es wurden weniger Lebensmittel verschwendet, Ressourcen geschont und die Frauen konnten mit den getrockneten Produkten ihr Einkommen steigern. Um auf Dauer weitermachen zu können, bedarf es jedoch neben der Unterstützung der Regierung weitere private Partner.

**GEMEINSAM KÄMPFEN DIE „DONNE DI BENIN CITY“  
FÜR EINE BESSERE ZUKUNFT  
FOTOS: HELEN HECKER**





FOTO: EVA TEMPELMANN



# „WIR MÜSSEN ZWEIMAL SO HART ARBEITEN“

## Rassismus in den Niederlanden und Peru

23. März 2022

Am 21. März fand der UN-Tag gegen Rassismus statt. Aus diesem Grund blicken wir in zwei Länder, in denen tief sitzender Rassismus allgegenwärtig ist. Zwar gilt gerade Peru als Land der Vielfalt – ethnisch, sprachlich, ökologisch – aber ein ausgeprägtes Klassensystem prägt bis heute die Gesellschaft. Und in den Niederlanden erleben Menschen aus Suriname, einer niederländischen Kolonie in Südamerika, bis heute Rassismus im Alltag und im Beruf.



**Von Eva Tempelmann, Lima**

Im vergangenen Jahr feierte Peru 200 Jahre Unabhängigkeit von der spanischen Kolonialherrschaft. „Somos libres, seamos“ – wir sind frei, mögen wir es bleiben, heißt es in der peruanischen Nationalhymne. Dennoch sind die Spuren der jahrhundertelangen Kolonialzeit bis heute präsent. Wirtschaftliche Abhängigkeiten, ein ausgeprägtes Klassensystem und ein alltäglicher struktureller Rassismus bestimmen die Gesellschaft.

Ein Beispiel dafür ist die Situation von Hausangestellten in den großen Städten. Dies sind

zu 95 Prozent Frauen – zum Großteil Indigene – also Nachfahr\*innen der peruanischen Urbevölkerung, die ihre eigenen Sprachen und Traditionen haben und bis heute aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert werden. Die Hausangestellten arbeiten vor allem in weißen Mittelschichts- und Oberschichtsfamilien, oft „cama adentro“, leben also mit im Haus. Fast 90 Prozent der Arbeitsverträge werden nur mündlich geschlossen.

Entsprechend groß ist das Risiko wirtschaftlicher Ausbeutung. Obdulia Guevara Neyra, stellvertretende Leiterin der Gewerkschaft für Hausangestellte in der Region Lima, berichtet von jungen Mädchen, die bis zu 18 Stunden täglich arbeiten mussten oder nicht entlohnt wurden, weil man sie des Diebstahls bezichtigte. „Das sind teils sklavenähnliche Zustände“, berichtet sie. In der Hauptstadt Lima, in der ein Drittel der Bevölkerung des Landes lebt, ist der Rassismus besonders ausgeprägt.

### Extreme Unterschiede in Lima

„Die kulturellen und wirtschaftlichen Unterschiede sind hier extrem“, so Guevara Neyra. Der Zugang zu Macht, Bildung und



**BILD LINKS: EINER DER ARMEN  
VORORTE VON LIMA  
BILD UNTEN: KINDER DER INDI-  
GEN GEMEINSCHAFT  
FOTOS: EVA TEMPELMANN**

Ressourcen konzentriert sich in den Händen der weißen, privilegierten Oberschicht. Die indigene Bevölkerung ist in den meisten staatlichen Einrichtungen, in der Politik, in den Medien, der Literatur, Werbung oder Kunst so gut wie nicht vertreten. Dabei ist Peru, neben Bolivien und Guatemala, eines der Länder mit dem größten Anteil indigener Bevölkerung in Lateinamerika: Mehr als 50 verschiedene indigene Gruppen leben in Peru, 48 Sprachen werden im Land gesprochen.

Bei der letzten Volkszählung von 2017 gaben 26 Prozent der Bevölkerung an, sich einer indigenen Gemeinschaft zugehörig zu fühlen. Vier Prozent der Gesamtbevölkerung identifizierten sich als Afroperuaner\*innen, 60 Prozent als Mestizen, also Nachfahren von Indigenen und Weißen. Nur fünf Prozent bezeichneten sich als Weiße. Die Volkszählung wurde wegen ihrer Frage nach ethnischer Zugehörigkeit in der Öffentlichkeit damals harsch kritisiert. Wer gefragt werde, wie er oder sie sich definiere (Schwarz? Weiß? Indigen? Mestize?), habe die ganze Farbpalette des auf Rassismus basierenden Kolonialismus vor Augen.

Damals wurden die Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe verschiedenen Kasten zugeordnet, die einen rechtlich und sozial entweder privilegierten oder diskriminierten:

Mestize, Mulatte, Viertel Indio. Das mag lange her sein, aber das Erbe dieses rassistischen Systems ist noch immer in den Köpfen der Menschen verankert. Bis heute verleugnen viele Indigene, die ihren Lebensmittelpunkt in die Stadt verlegt haben, ihre kulturellen und sprachlichen Wurzeln, um Anschluss an die Mehrheitsgesellschaft zu finden.



Selbst Führerinnen indigener Gruppen, die sich für die Rechte dieser benachteiligten Bevölkerung einsetzen, bezeichnen sich mitunter eher als Mestizinnen denn als Indigene. So bleiben sie als Menschen mit besonderen Rechten – sei es in Bezug auf ihre Sprache oder den Umgang mit Land und natürlichen Ressourcen – unsichtbar und werden in der peruanischen Politik weder gehört noch vertreten.

### **Fehlende Anerkennung der indigenen Bevölkerung**

Die fehlende politische und kulturelle Anerkennung und Teilhabe der indigenen Bevölkerung in Peru ist eklatant. Das reicht von fehlendem Zugang zu Bildung oder Unterricht in Landessprachen wie Quechua über die Missachtung indigener kollektiver Landrechte bei Bergbauprojekten bis zu immer noch ausstehenden offiziellen Entschuldigungen bei den mehr als 300.000 Betroffenen der Zwangssterilisierungen in den späten 1990er Jahren.

Einen Wandel verspricht der neue Präsident Pedro Castillo. Er wurde im Juli 2021 als erster Indigener im höchsten Amt des Landes vereidigt. In seiner Antrittsrede sagte Castillo wörtlich: „Es ist höchste Zeit, dass wir mit dem Wiederaufbau unserer Institutionen beginnen: auf der Grundlage von Gerechtigkeit, Gleichheit und Solidarität.“ Ob und wie er dies umsetzen wird, ist noch offen.

Die ersten acht Monate seiner Regierungszeit waren geprägt von Machtkämpfen innerhalb seiner Partei, von einem Misstrauensvotum durch die ultrarechte Opposition und einer unklaren Regierungslinie. Dennoch ist Castillos Präsidentschaft für viele Menschen ein Hoffnungsschimmer. Er könnte die Vielfalt des Landes sichtbar machen. In den nächsten fünf Jahren seiner Amtszeit wird sich zeigen, ob das gelingen wird.



### **Von Sarah Tekath, Amsterdam**

Eine Gruppe von sechs Männern schleppt sich voran. Die Rücken sind gebeugt, die Füße schwer. An den Handgelenken und Hälsen sind sie mit schweren Ketten aneinandergefesselt. Diese Bronzefiguren im Amsterdamer Oosterpark sind Teil des nationalen Sklaverei-Monuments. Aber sie sind nicht allein. Auf der linken Seite der Skulptur steht übergroß die Figur einer Frau. Sie hat die Arme in die Luft gerissen, den Rücken durchgedrückt. Sie trägt keine Ketten mehr, denn sie ist endlich frei.

An diesem Platz wird jährlich am 1. Juli, dem Tag der offiziellen Beendigung der Sklaverei im Jahr 1863, das Fest „Keti Koti“ gefeiert. „Keti Koti“ ist Sranantongo, eine der Kreolsprachen in Suriname, und bedeutet zerbrochene Kette. Denn die Geschichte der Niederlande ist untrennbar mit Suriname und dem Sklav\*innenhandel verbunden. Auch wenn darüber bis heute immer noch ungenug gesprochen wird.

Nach Surinames Unabhängigkeit im Jahr 1975 wanderten im selben Jahr 40.000 Menschen in die Niederlande aus. Das waren nach Angaben der Weltbank damals knapp elf Prozent der Gesamtbevölkerung. Viele von ihnen hatten bereits einen niederländischen Pass, da die heutige Republik Suriname offiziell Teil der Niederlande war. Nach Zahlen des niederländischen Amtes für Statistik sind 2022 knapp 360.000 Surinamer\*innen dauerhaft im Land ansässig.

Interessant ist, dass hierbei auch Menschen der zweiten Generation erfasst sind, also diejenigen, die in den Niederlanden geboren sind. Dabei handelt es sich um knapp 183.500 Personen. Das sei typisch niederländisch, sagt Sarita Bajnath, deren Eltern und Geschwister

in Suriname zur Welt kamen. Sie selbst ist gebürtige Niederländerin. Oft werde vom Staat – und auch von der Gesellschaft – auf die zweite oder dritte Generation geschaut, wenn die Personen nicht weiß und europäisch genug aussähen. „Ich frage mich, ab wann ist man niederländisch?“

### **Sich ständig beweisen müssen**

Bajnath hat ihr ganzes Leben mitbekommen, dass derartige Unterschiede gemacht werden: „Meine Eltern hatten eine Firma und haben zu offiziellen Geschäftsterminen immer einen Weißen Geschäftspartner mitgenommen, um ernst genommen zu werden.“ Auch sie selbst habe erlebt, dass sie sich wegen ihres

Aussehens doppelt beweisen musste. Zum Beispiel, wenn es um so etwas Simples ging, wie an einem Türsteher vorbeizukommen. „Ich musste zeigen, dass ich vertrauenswürdig bin. Das habe ich geschafft, indem ich Witze gemacht habe. Aber das hat mich viel Energie gekostet.“

Dies wiederholt sich später in ihrem Medizinstudium. „Die Menschen sind davon ausgegangen, dass ich die Praktikantin bin, nicht die angehende Ärztin. Ich musste erst beweisen, dass ich mehr kann als die allgemeinen niedrigen Erwartungen.“

Das fange schon im Schulsystem an, erklärt sie. In der Berufsberatung und der Ausbildung

**WANDMALEREI EINER ORGANISATION FÜR SURINAME-NIEDERLÄNDER\*INNEN  
FOTO: SARAH TEKATH**



erhielten People of Color häufig weniger ambitionierte Vorschläge und Empfehlungen als Weiße Kinder. Dies zeige sich später in der Arbeitswelt.

Untersuchungen belegen, dass junge Arbeitnehmer\*innen mit Migrationshintergrund in den Niederlanden bei der Vergabe von Praktika diskriminiert werden, was sie bei der anschließenden Jobsuche benachteiligt. So brauchen Absolvent\*innen von beruflichen Vollzeitschulen durchschnittlich ein Jahr, um eine Stelle zu finden. Bei Absolvent\*innen mit Migrationshintergrund sind es drei Jahre – bei marokkanischem sogar bis zu zehn Jahre.

### **Zusammen aus Unangenehmem lernen**

Dieses Sich-beweisen-müssen spiegelt auch die Analyse „Wir müssen zweimal so hart arbeiten“ vom „Surinaams Inspraak Orgaan“ und „New Urban Collective“ wider. Das Amsterdamer Netzwerk für Schwarze und PoC-Studierende und junge Berufstätige

beleuchtet, wie sogenannte Suriname-Niederländer\*innen Diskriminierung und Rassismus ausgesetzt sind. Demnach gaben mehr als 70 Prozent der 398 Befragten an, in den vergangenen zwei Jahren bei der Arbeit Diskriminierung und Rassismus erlebt zu haben. 38 Prozent erklärten aber auch, dass diese Erfahrungen sie extra motivieren würden, härter zu arbeiten und sich selbst zu beweisen.

Sarita Bajnath ist übrigens keine Ärztin geworden, sondern arbeitet mittlerweile als „Diversity und Inclusion Coach“. Sie gibt Workshops, in denen Teilnehmende sich ihrer Privilegien, ihrer unbewussten Vorurteile und rassistischer Strukturen bewusst werden sollen. Sie erklärt: „Nur so kann es gelingen, aus der eigenen Blase auszubrechen und zu erkennen, durch welche Linse wir die Welt sehen. Das kann schmerzhaft sein. Aber es sind gerade diese Momente, in denen wir alle am meisten lernen.“



DAS NATIONALE SKLAVEREI-MONUMENT  
IM AMSTERDAMER OOSTERPARK  
FOTO: SARAH TEKATH



FOTO: MELANIE WASSER

# VON SCHUTZ UND SCHANDE

Tag gegen Gewalt an Frauen

23. November 2022

Am 25. November ist der „Internationale Tag gegen Gewalt an Frauen“. Deshalb haben sich unsere Korrespondentinnen in Japan, Frankreich, dem Libanon und Irland auf die Suche nach passenden Geschichten gemacht. Dabei geht es um: Aufmerksamkeit, Femizide, Gesetzesänderungen und Nulltoleranz.



**Eva Casper, Kyoto**

Eine Gruppe Frauen steht auf der Yodoyabashi Brücke in Osaka, der drittgrößten Stadt Japans. Hinter ihnen fließt der Tosahori-Fluss, vor ihnen eine achtspurige Straße. Der Verkehr dröhnt.

Es ist kurz nach halb acht am Abend. Männer und Frauen in Business-Kleidung gehen eilig vorbei. Einige von ihnen blicken auf die Schilder, die die Frauen in den Händen halten: „Für eine Gesellschaft ohne sexuelle Gewalt“, steht auf einem. Ein anderes fordert, Sex ohne Zustimmung unter Strafe zu stellen.

Adachi Kotone, kurze braune Haare und in einem weiten, grauen Mantel, beginnt, in ein Megafon zu sprechen. Sie erzählt von dem Atombomben-Angriff auf Hiroshima während des Zweiten Weltkrieges und dem Kampf der Opfer um Entschädigung. Dann schlägt sie die Brücke zu Opfern sexueller Gewalt und wie deren Klagen vor Gericht oft erfolglos bleiben. Sie berichtet vom Fall einer Frau, die zehn Jahre lang von ihrem Vater missbraucht worden sein soll und deren Klage von einem Gericht in Hiroshima abgewiesen wurde, mit der Begründung, dass der Fall verjährt sei.

Am 11. jeden Monats treffen sich Menschen – hauptsächlich Frauen – in verschiedenen Städten in ganz Japan, um an den sogenannten „Flower Demos“ teilzunehmen. Sie protestieren gegen sexuelle Gewalt und fordern Gesetzesänderungen. Ihren Anfang nahm die Bewegung im April 2019. Auslöser waren Freisprüche in verschiedenen Prozessen um sexuelle Gewalt. In einem Fall erkannte das Gericht zwar an, dass ein Vater seine Tochter missbraucht hatte, verhängte aber keine Strafe mit der Begründung, dass die Tochter sich hätte wehren können.

Die Autorin und Aktivistin Minori Kitahara rief damals per Twitter zu einer Demo in Tokyo auf: „Das ist doch ein Witz. Ungleiche Machtverhältnisse, benachteiligtes Umfeld, sexuelle Gewalt durch einen Elternteil – was hätte sie denn tun sollen?“ Und: „Es reicht.“ Rund 500 Menschen kamen. Als Zeichen der Solidarität mit den Opfern hielten sie Blumen in der Hand – daher stammt der Name „Flower Demo“.

## **Täter werden selten verurteilt**

Auch Shiori Ito, eine Journalistin, die weltweit Schlagzeilen machte, weil sie einen in Japan bekannten Journalisten wegen Vergewaltigung anzeigte und 2019 vom Gericht Schadensersatz zugesprochen bekam. Ein außergewöhnlicher Fall in einem Land, in dem Vergewaltigungen nur selten vor Gericht landen. Das Stigma für Opfer ist hoch und die Wahrscheinlichkeit für eine Verurteilung gering. Die japanische Rechtsprechung wertet einen Übergriff oft nur als Vergewaltigung, wenn das Opfer sich wehrt. Eine Frau, die dies aus Angst nicht tut oder in eine Schockstarre fällt, zählt nicht dazu.

Der Fall um die missbrauchte Tochter ging später in eine höhere Instanz und der Vater wurde schließlich doch verurteilt. Und auch sonst hat sich etwas getan im japanischen Sexualstrafrecht. Das Justizministerium hat einen Gesetzesvorschlag vorgelegt, die Kriterien für Missbrauch zu erweitern und zu berücksichtigen, wenn die Umstände es dem Opfer schwierig oder unmöglich machen, sich zu wehren – etwa durch Alkoholeinfluss oder Angst. Außerdem sieht das Gesetz vor, das Alter der sexuellen Mündigkeit von 13 auf 16 anzuheben.

Doch vielen Aktivist\*innen gehen die Änderungen nicht weit genug. Sie fordern ein Sexualstrafrecht im Sinne der Zustimmungsregel, wie es sie in Schweden gibt: „Nein heißt Nein.“ Sprich: Sex ohne Einwilligung ist grundsätzlich strafbar, egal ob Gewalt angewendet wurde oder nicht.

Zurück auf der Yodoyabashi Brücke in Osaka: Kotone erzählt, wie sie im Sommer 2019 versuchte, eine „Flower Demo“ in Fukuyama zu organisieren, einer Großstadt in der Nähe von Hiroshima. An manchen Tagen sei sie ganz allein gewesen und habe sich schlecht gefühlt, weil in anderen Städten mehr Menschen



kamen. Aber sie stehe heute hier, um ihre Solidarität mit der Frau auszudrücken, deren Klage vom Gericht in Hiroshima abgewiesen wurde. Sie sagt: „Lasst uns alle gemeinsam für eine Welt ohne sexuelle Gewalt und ohne Sexismus eintreten.“



### Von Giorgia Grimaldi, Marseille

Die zwölfjährige Lola Daviet verschwand am Freitag, dem 14. Oktober, im 19. Arrondissement von Paris auf dem Heimweg von der Schule. Gegen 23 Uhr desselben Tages fand ein Obdachloser das Mädchen tot in einem Koffer im Vorhof des Gebäudes, in dem sie mit ihren Eltern lebte. Als Hauptverdächtige wurde die 24-jährige Dahbia B. identifiziert, die bereits am nächsten Morgen festgenommen wurde und kurz darauf die Tat gestand. Das Geständnis, Zeug\*innenaussagen und die Autopsie erlauben die Rekonstruktion der letzten Stunden des getöteten Mädchens:

Die mutmaßliche Täterin betrat mit dem Mädchen die Wohnanlage und drängte sie in das Apartment ihrer Schwester, die ebenfalls im Haus wohnt. Dort soll es zu „Mord und Vergewaltigung mit Folter und Barbarei“ gekommen sein, wie es später in der Anklageschrift heißt.

Der Grund soll eine Auseinandersetzung zwischen Dahbia B. und den Eltern des Mädchens gewesen sein. Der Tod der Zwölfjährigen und das brutale Verbrechen bewegen das ganze Land, doch für manche kommt die Tat gelegen. Denn bei der Täterin handelt es sich um eine algerische Staatsbürgerin ohne Aufenthaltsgenehmigung. Eine Steilvorlage für die rechtsextremen Parteien „Rassemblement National“ und „Reconquête!“

Der RN-Abgeordnete Julien Leonardelli twitterte zum Beispiel am 18. Oktober: „Die Frau, die des Mordes an #Lola verdächtigt wird, ist eine algerische Staatsbürgerin, die verpflichtet war, das Land zu verlassen.“

Masseneinwanderung + allgemeine Laxheit + politische Inkompetenz = ein mörderischer Cocktail für Frankreich!" Éric Zemmour, Vorsitzender der Partei „Reconquête!“ und ehemaliger Präsidentschaftskandidat, prangerte einen „Frankozid“ an – ein erfundener Begriff – um den von einer ausländischen Person begangenen Mord an einem französischen Staatsbürger bzw. einer Staatsbürgerin zu bezeichnen. Die politische Instrumentalisierung blieb allerdings nicht unkommentiert.

### Zwei Femizide in kurzer Zeit

Die Eltern des getöteten Mädchens forderten in Vorbereitung auf einen Gedenkmarsch die Teilnehmendenzu auf, als „Privatperson“ und „ohne offizielle Schärpe oder ein besonderes Zeichen der Zugehörigkeit zu einer politischen Organisation jeglicher Art“ zu kommen und wurden dabei von Staatschef Emmanuel Macron und Premierministerin Élisabeth Borne unterstützt, die die Bevölkerung zu „Respekt und Anstand“ aufriefen.

Es blieb allerdings kaum Zeit, das Geschehene zu verdauen oder gar über verstärkte Schutzmaßnahmen für junge Frauen zu sprechen, denn nur wenige Tage nach dem Mord an Lola Daviet erschütterte der nächste Frauenmord das Land. Justine Vayrac, eine 20-jährige Studentin und Mutter eines zweijährigen Sohnes aus Corrèze, verschwand in der Nacht vom Sonntag, dem 23. Oktober, nach dem Besuch einer Diskothek.

Erst am darauffolgenden Donnerstag wurde ihre Leiche gefunden. Der Hauptverdächtige Lucas L., der Justine Vayrac zuletzt gesehen haben soll, gestand ohne Angabe von Gründen, sie getötet zu haben. Der 21-Jährige wird nun wegen Vergewaltigung und Mord angeklagt. Auch in diesem Fall war die öffentliche Anteilnahme groß, es wurden Gedenkmärsche und Schweigeminuten organisiert. Doch in der Politik bleibt es diesmal still. Dabei gäbe es genügend Gründe, um laut zu werden.

Das Innenministerium veröffentlichte, dass im Jahr 2021 in Frankreich 122 Frauen getötet

AN DIE WÄNDE EINER MOSCHEE IN PAS-DE-CALAIS WURDEN NACH DEM MORD AN LOLA DAVIET NATIONALISTISCHE RACHEPAROLEN GESCHMIERT  
FOTO: GIORGIA GRIMALDI

ETAT LAXISTE,  
REVANCHE NATIONALISTE  
ACTION DIRECTE IDENTITAIRE

JUSTICE  
POUR  
LOLA  
ADP

wurden – ein Anstieg um 20 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Aus dem Bericht geht ebenfalls hervor, dass Frauen 85 Prozent aller Opfer von gewaltsamen Todesfällen in Partnerschaften ausmachen. Fast jede dritte Frau unter ihnen hat bereits zuvor Gewalt erfahren. Die Zahlen bestätigen, was Aktivist\*innen bereits zuvor kritisierten: Frauen sind in Frankreich nicht ausreichend geschützt. Im November 2021 fanden deswegen in vielen französischen Großstädten Proteste gegen Gewalt an Frauen statt.

Die Demonstrierenden forderten von der französischen Regierung mehr Einsatz gegen häusliche Gewalt. Doch erst nach der Veröffentlichung des Berichts kündigte Premierministerin Élisabeth Borne an, eine „parlamentarische Mission“ einzurichten, die Vorschläge zur Verbesserung der rechtlichen Handhabe gegen häusliche Gewalt machen soll. Die Fälle von Lola Daviet und Justine Vayrac zeigen allerdings, dass Gewalt gegen Frauen auch außerhalb von Partnerschaften oder häuslichem Kontext stattfindet.



### Von Julia Neumann, Libanon

Marwan Habib,“ ruft eine Person in die kleine Menge vor der Polizeistation in Beirut. „Nimm das!“ rufen die anderen, recken den Mittelfinger in die Höhe, während jemand trommelt. Das Video auf Instagram zeigt Feminist\*innen, wie sie Anfang des Jahres in der libanesischen Hauptstadt die Gefangenschaft eines sexuellen Straftäters feiern. Dabei wurde dieser gar nicht im Libanon geschnappt.

Der Libanese Marwan Habib sitzt im US-amerikanischen Florida in Haft, weil er hier im November 2021 eine Frau sexuell belästigt hatte. Habib gestand der Polizei in Miami, sich im Hotel den Zimmerschlüssel an der Rezeption erschlichen zu haben. Dem

← Tweet

Open app

Please share this photo, this is Marwan Habib. Memorize his face well. He's a rapist, and is harassing women in Lebanon.



Polizeibericht zufolge legte er sich ins Bett der Frau und zwang sich auf sie, als diese aus dem Schlaf erwachte. Der Täter wurde einer Richter\*in vorgeführt. Als er diese fragte, ob er nun auf Kautions gehen könnte, antwortete sie: „Sie gehen heute nicht nach Hause, Sir.“

Tatsächlich hatte der 32-jährige Fitnesstrainer im Libanon seit Jahren Frauen und Mädchen belästigt und vergewaltigt. Das kam heraus, als ein Foto von Habib als Teilnehmer eines der Anti-Regierungsproteste im November 2019 in den Sozialen Medien zirkulierte. Rund 50 Frauen und Mädchen meldeten sich auf Instagram und teilten ihre traumatisierenden Erfahrungen. Den vielen Geschichten zufolge lauerte er seinen Opfern in einem Stadtteil auf, der für Bars und Restaurants bekannt ist und in dem zwei Universitäten liegen.

## Mehr als 100 Frauen wurden belästigt

Habib näherte sich Frauen gewaltsam, belästigte sie verbal, physisch oder indem er sie in den Sozialen Medien verfolgte. Auf dem Instagram-Account „beirutbydyke“ sah der Rechtsanwalt Karim Majbour einen Hinweis auf den Gewalttäter. Der 34-Jährige bot an, den Fall pro bono zu übernehmen und war einverstanden, dass seine Telefonnummer für Betroffene gepostet wird. Über 100 Frauen und Mädchen meldeten sich bei dem Anwalt.

Statt ins Gefängnis zu wandern, kam der Täter aber erstmal ins Fernsehen. Vom libanesischen Sender MTV erhielt Habib über 20 Minuten, um seine Taten abzustreiten und den Präsidenten Michel Aoun um Hilfe zu bitten. Nach der Sendung erstattete der Anwalt Anzeige. „Das System hat Marwans Fall nicht ernst genommen“, sagt er. Habib kam nicht zur Anhörung, nach einer Reise in die Türkei wurde er von libanesischen Sicherheitskräften am Flughafen verhaftet, doch kurze Zeit später freigelassen. Dem Anwalt und den Frauen wurde gesagt, sie sollten Marwan auf der Polizeistation stellen – ungeachtet der Traumata der Opfer. Laut Anwalt Majbour war in der Akte zu lesen, dass dem Täter von politischer Ebene zur Freiheit verholfen wurde.

Im Dezember 2020 hatte das Parlament ein Gesetz verabschiedet, das sexuelle Belästigung unter Strafe stellt. Zuvor gab es keine strafrechtliche Definition von sexueller Belästigung, nun wird sogar Online-Belästigung dazugezählt. Täter\*innen drohen ein Jahr Gefängnis und Geldstrafen bis zum Zehnfachen des Mindestlohns. In besonders schlimmen Fällen kann die Strafe auf vier Jahre Gefängnis und eine Zahlung des Fünzigfachen des Mindestlohns erhöht werden.

Doch es hakt an der Umsetzung. Überlebende von sexueller Belästigung und Gewalt laufen oft Gefahr, erneut traumatisiert und stigmatisiert

zu werden, wenn sie den strafrechtlichen Weg gehen. Sie stehen diskriminierenden Haltungen auf den Polizeistationen, bei Staatsanwält\*innen und Richter\*innen gegenüber. Oft lastet eine hohe Beweislast auf den Betroffenen.

Eine internationale Kommission aus 60 Jurist\*innen stellte 2019 fest, dass das libanesische Strafrechtssystem es gerade Frauen als Opfern von Gewalt erschwert: mangelnde wirksame geschlechtsspezifischen Ermittlungen, wenig Kompetenz der Ermittelnden; diskriminierende Praktiken und geschlechtsspezifische Stereotype von Justizbeamt\*innen.



### Von Mareike Graepel, Dublin

Der Mord an Ioana Mihaela ist laut „Women's Aid Femicide Watch“ der 250. gewaltsame Tod einer Frau seit 1996 in Irland. Die Rumänin wurde leblos in ihrer Wohnung in Ratoath im County Meath – eine knappe Stunde nordwestlich von Dublin – aufgefunden. Der mutmaßliche Täter sitzt in Untersuchungshaft, bislang sind wenig Details bekannt.

Etwa 63 Prozent der gewaltsam getöteten Frauen in Irland starben wie Ioana Mihaela in ihrem Zuhause, die meisten kannten ihre\*n Mörder\*in. In der Hälfte der Fälle waren es Partner\*innen oder Ex-Partner\*innen der Opfer, bei Selbstmordattentaten fast alle.

Anders war es bei Ashling Murphy. Wie in 13 Prozent der Fälle hat ein dem Opfer unbekannter Mann sie getötet. Die 23-jährige Grundschullehrerin war am Nachmittage des 12. Januars am Ufer des Grand Canals joggen. Ashling Murphy war eine talentierte Folk-Musikerin, beliebt bei Schüler\*innen und Mitmenschen, sportlich. Die Gegend, in der ihr Mörder sie überfiel, ist auch abends

gut beleuchtet und sie joggte entlang einer beliebten Spazierstrecke. Forensische Details zeigen, dass sie versucht hatte, sich mit ihrem Schlüssel und ihrer Körperkraft zu wehren. Erfolglos.

Der Mann, der sie aus dem Hinterhalt angegriffen haben soll, heißt Jozef Puška aus Dublin. Der mutmaßliche Täter – 31 Jahre alt, Slowake, dreifacher Vater – sitzt in Haft, das Verfahren gegen ihn wegen Mordes wird im Juni 2023 beginnen. Ashling Murphys Fall schlug große Wellen in Irland und weltweit. In den Tagen nach ihrem Tod fanden fast 100 Mahnwachen in irischen Städten sowie in Melbourne, Edinburgh, London, New York, Toronto und Vancouver statt.

Der irische Taoiseach (gälisch für „Oberhaupt“) Michéal Martin erklärte, dass in der irischen Gesellschaft Gewalt gegen Frauen nicht toleriert werden könne und werde. Justizministerin Helen McEntee beschrieb die Umstände von Murphys Tod als „den schlimmsten Albtraum

jeder Frau und Familie“ – und kündigte an, dass neue Gesetze verabschiedet werden müssen.

Niamh Nic Ghabhann von Universität Limerick, die sich mit der Geschichte des öffentlichen Raums beschäftigt, sagte in der „Irish Times“, sie sei erstaunt, wie viele Leute erwähnt hätten, dass Ashling Murphy „zur richtigen Zeit am richtigen Ort“ war. „Das zeigt, wie sehr wir uns dessen bewusst sind, was wir für den falschen Ort und die falsche Zeit halten. Wir müssen darüber nachdenken, wie wir die Sicherheit von Frauen in unseren Städten, auf dem Land und in der Infrastruktur berücksichtigen.“

Frauengruppen fordern eine „Nulltoleranz“ gegenüber allen Formen von Gewalt gegen Frauen. Die Geschäftsführerin von „Women's Aid“, Sarah Bensons, sagte: „Die Tötung von Frauen ist das extreme Ende eines Spektrums von Gewalt und Missbrauch, das Frauen in Irland und auf der ganzen Welt jeden Tag erleben.“



BEERDIGUNG ASHLING MURPHY  
FOTO: NIALL CARSON/PA



DEMO WEGEN ASHLING MURPHY  
FOTO: BRIAN LAWLESS/PA WIRE

Das Justizministerium erarbeitet derzeit eine neue landesweite Strategie zur Bekämpfung häuslicher, sexueller und geschlechtsspezifischer Gewalt. Diese soll bis zum Ende des Jahres veröffentlicht werden. Darin sollen Maßnahmen wie bessere Unterbringungsmöglichkeiten in Gefahrensituationen, Mieterinnenschutz, finanzielle Unterstützung für Verbrechenopfer und für die Sensibilisierung für häusliche, sexuelle und geschlechtsspezifische Gewalt sowie Trainings in Gemeinde- und Polizei-Strukturen verankert werden.

Justizministerin Helen McEntee hatte bereits im April 2022 angekündigt, dass sie darüber hinaus neue Gesetze zur Aufnahme von Stalking als Straftatbestand einbringen wird, die klarstellen, dass Stalking auch das Beobachten oder Verfolgen eines Opfers umfasst, selbst wenn sich das Opfer dessen nicht bewusst ist, und die sicherstellen, dass alle Formen der modernen Kommunikation erfasst werden. Stalking und nicht-tödliches strangulieren als eigenständige Straftaten sollen künftig mit einer Höchststrafe von zehn Jahren Gefängnis geahndet werden.

“

ADACHI KOTONE

LASST UNS ALLE  
GEMEINSAM FÜR  
EINE WELT OHNE  
SEXUELLE GEWALT  
UND OHNE  
SEXISMUS  
EINTRETEN.

”

## WIE KANNST DU DEINE KORRESPONDENTIN UNTERSTÜTZEN?

Diese Ausgabe des e-Magazins war der zweite und letzte Teil unserer „Korri-Ketten“. Wir hoffen, er hat dir gefallen und dich noch neugieriger auf unsere Arbeit gemacht. All das wäre jedoch ohne den Support unserer Unterstützer\*innen nicht möglich gewesen. Deswegen möchten wir an dieser Stelle ein riesengroßes Dankschön an unsere Community richten.

Seit 2017 finanzieren wir uns zum größten Teil über die Beiträge unserer Community auf der Mitgliederplattform Steady. Wir haben keine Mäzene im Hintergrund, sind unabhängig von Verlagen oder Werbepartnern und erhalten keine Förderungen von Stiftungen. Allein durch die Unterstützung unserer Leserschaft, kann DEINE KORRESPONDENTIN existieren. Auch ihr könnt uns helfen, unabhängigen Journalismus weiterhin in die Welt zu tragen und mit den Geschichten unterschiedlichster Frauen andere zu inspirieren. Denn am Ende ist es die Vielfalt der Perspektiven, die uns den Mut gibt, die Dinge in der Welt zu verändern.

Bereits mit 5 Euro monatlich ist es möglich einen individuellen Beitrag zu leisten, der unabhängigen Journalismus unterstützt.

Mehr Infos findest du unter:  
[steadyhq.com/deine-korrespondentin](https://steadyhq.com/deine-korrespondentin)



Wer uns dagegen mit einem kleinen einmaligen Beitrag Dankschön sagen möchte, kann dies gern in Form einer Spende tun:

**Deine Korrespondentin**  
**DE27 6145 0050 1000 898 170**  
**BIC: OASPDE6AXXX**  
**Kreissparkasse Ostalb**



@deinekorrespondentin  
@deine\_korri

